22
4. Maiheft 1964

ZB
ZEIT IM BILD

ZB UNTERSUCHTE EINE AKTUELLE FRAGE:

SCHENKEN WIR VERNÜNFTIG?

Foto Friedemann

Brief aus Prag
Von unserem Korrespondenten
Peter Ernst Grimm

PRAGER FRÜHLING

Als Sinnbild des diesjährigen Frühjahrs wäre in Prag ein Regenschirm am bezeichnendsten. Obzwar der Frühling dem Kalender nach schon vor einigen Wochen eingezogen ist, haben die Prager bisher gezögert, endgültig die Wintermäntel in den Schrank zu hängen. Ja, einige sonnige Tage gab es schon, aber die reichten gerade nur dazu aus, daß die Fotografen ein paar Frühlingsfotos schießen konnten, bevor sich der Himmel wieder mit Regenwolken überzog und es zu gießen anfing.

Zuerst war man erbost, dann melancholisch, und jetzt versucht man sich dem Wetter eben ein Stückchen Frühling abzutrotzen. Und es werden an den Blumenkiosken in den Prager Straßen Narzissen, Veilchen und Tulpen verkauft, auch wenn es in Strömen regnet oder sogar Eisstückchen graupelt. Trotzdem sind die Eismänner ausgeschwärmt, obwohl das Wetter eher zu einem heißen Grog als zu Gefrorenem verlockt. Dabei kommt es zu kuriosen Situationen, beispielsweise an der Moldau, wo die Prager Schwimmschulen von wetterfest vermummten Zimmermännern aufgebaut werden oder am Kai mit dem Hradschinpanorama, wo Fotograf und Mannequins eines Prager Modebetriebes in warme Mäntel gehüllt und mit

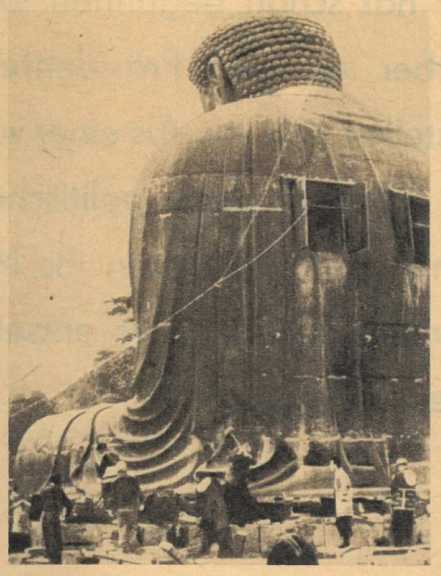
verschnupften Nasen warten, ob vielleicht doch ein Sonnenstrahl erscheint und man die Frühjahrsmode 1964 trotz allem auf den Filmstreifen bannen kann.

Aber vielleicht hat das Wetter auch einmal Einsehen, und dann kommt der wirkliche Prager Frühling mit allem seinen Drum und Dran; den schöngekleideten Mädchen auf den Straßen und in den Parks, den Liebespaaren auf den Bänken der Kampa-Insel und des Petřín-Berges, den vielen jungen Müttern, die ihre Sprößlinge in den modernen Kinderwagen ausfahren, den vollen Tanzparketts auf den Barandov-Terrassen, den sonntäglichen Platzkonzerten der Militärkapellen, den Leihbooten auf der Moldau – und selbstverständlich dem traditionellen Prager Musikfestival.

Traditionell, denn der musikalische „Prager Frühling" ist in der Welt schon zu einem festen Begriff geworden. Alljährlich treffen sich hier berühmte Künstler und bekannte Orchester, um durch ihre Kunst zu Tausenden Pragern und Hunderten ausländischen Gästen zu sprechen. Die Prager Musikfestwochen sind im Unterschied zu manchen ähnlichen Veranstaltungen im Ausland auf einer breiten Grundlage aufgebaut. Sie sollen nicht einem engen Zirkel von Fachkundigen Experimente darbieten, sondern einen weiten Kreis von Musikfreunden erfreuen.

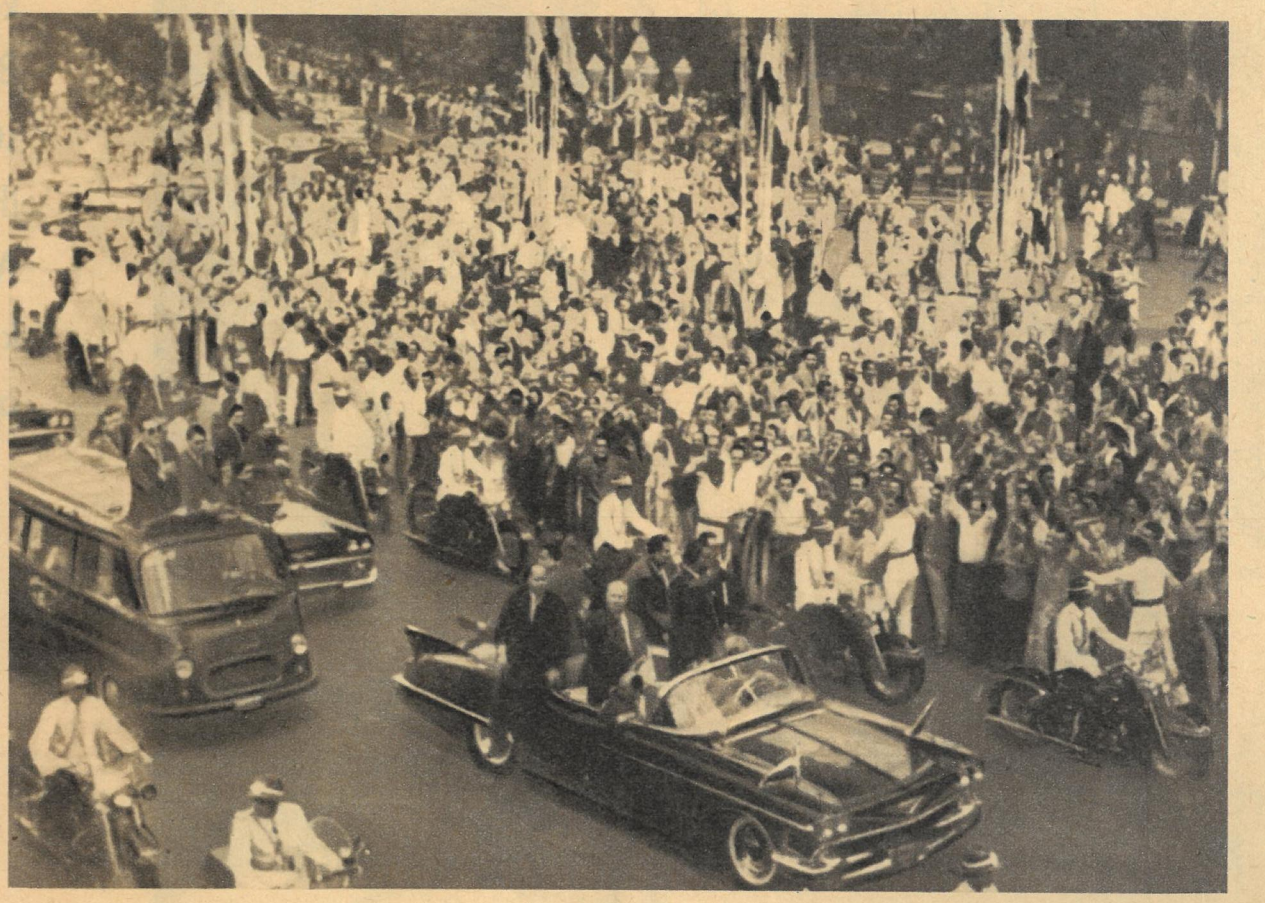
Beim diesjährigen „Prager Frühling" gab es neben den Konzerten im Smetana-Saal und im Haus der Künstler Musik auch in historischen Räumlichkeiten, wo früher nicht konzertiert wurde. In der Theinkirche erklang das Vokalwerk des großen Humanisten Krištof Harant z Polžic, eines der tschechischen Freiherren, die im Jahre 1621 nach der verlorenen Schlacht gegen die Habsburger auf dem Altstädter Ring den Kopf aufs Schafott legen mußten. Im Veitsdom wurde Arthur Honeggers Oratorium „Johanna auf dem Scheiterhaufen" aufgeführt, und im Spiegelsaal des Waldstein-Palais konnte man Rameaus „Ballett-Suite" hören, während in den Sälen des Strahover Klosters die Gäste anderen Konzerten in historischem Milieu lauschten. Zu den Festwochen begrüßten wir in Prag namhafteste Orchester, Dirigenten und Solisten aus aller Welt, auch aus der Deutschen Demokratischen Republik. Doch kann eine Aufzählung der bekanntesten Solisten und Ensembles nur wenig vom Charakter eines „Prager Frühlings" festhalten, denn dieser liegt allzu viel in der unnachahmlichen Atmosphäre unserer Stadt.

Fotos: Hajek, Pragopress



Tokioter Einfälle

Erdbebengesichert wurde die 163 Tonnen schwere Buddha-Statue von Kamakura durch ein Sitzkissen aus Stahlbeton. 700 Jahre zählt dieses Kulturdenkmal.



Triumphfahrt von Alexandrien bis Assuan

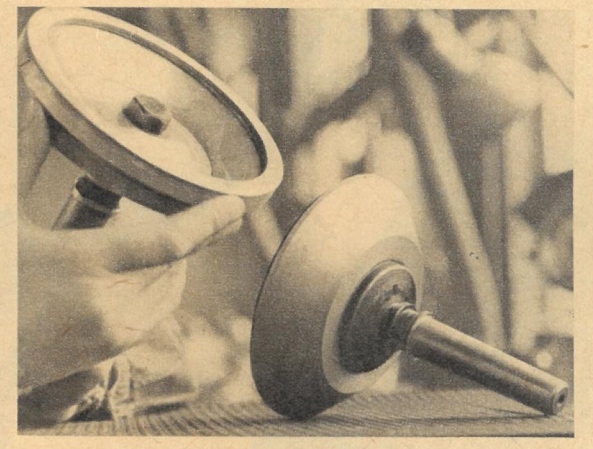
Die Schlagzeilen der Weltpresse waren gesichert: Chruschtschows Besuch in der VAR, seine große Rede vor dem Parlament und die Teilnahme an den Feierlichkeiten anläßlich der Umleitung des Nils am Assuanstaudamm lieferten genug Stoff zur Berichterstattung. Die traditionelle sowjetisch-arabische Freundschaft wurde gefestigt.

Pariser Frühlingsgrüße

Ob des kühlen, regnerischen Frühjahrs geriet Modefriseur Molinario aus dem Häuschen. Er kreiierte auf den Häuptern seiner Modelle provokatorisch Frühling.

Parade mit DDR-Filmkameras

Zum III. Internationalen Festival für technisch-wissenschaftliche Filme fand in Budapest eine Ausstellung statt, auf der auch wir unsere Geräte zeigten.



Demonstration mit UdSSR-Diamanten

Künstliche Diamanten finden in den Moskauer Betrieben immer größere Anwendung. Hier Diamantringe zur Bearbeitung besonders harter Legierungen.

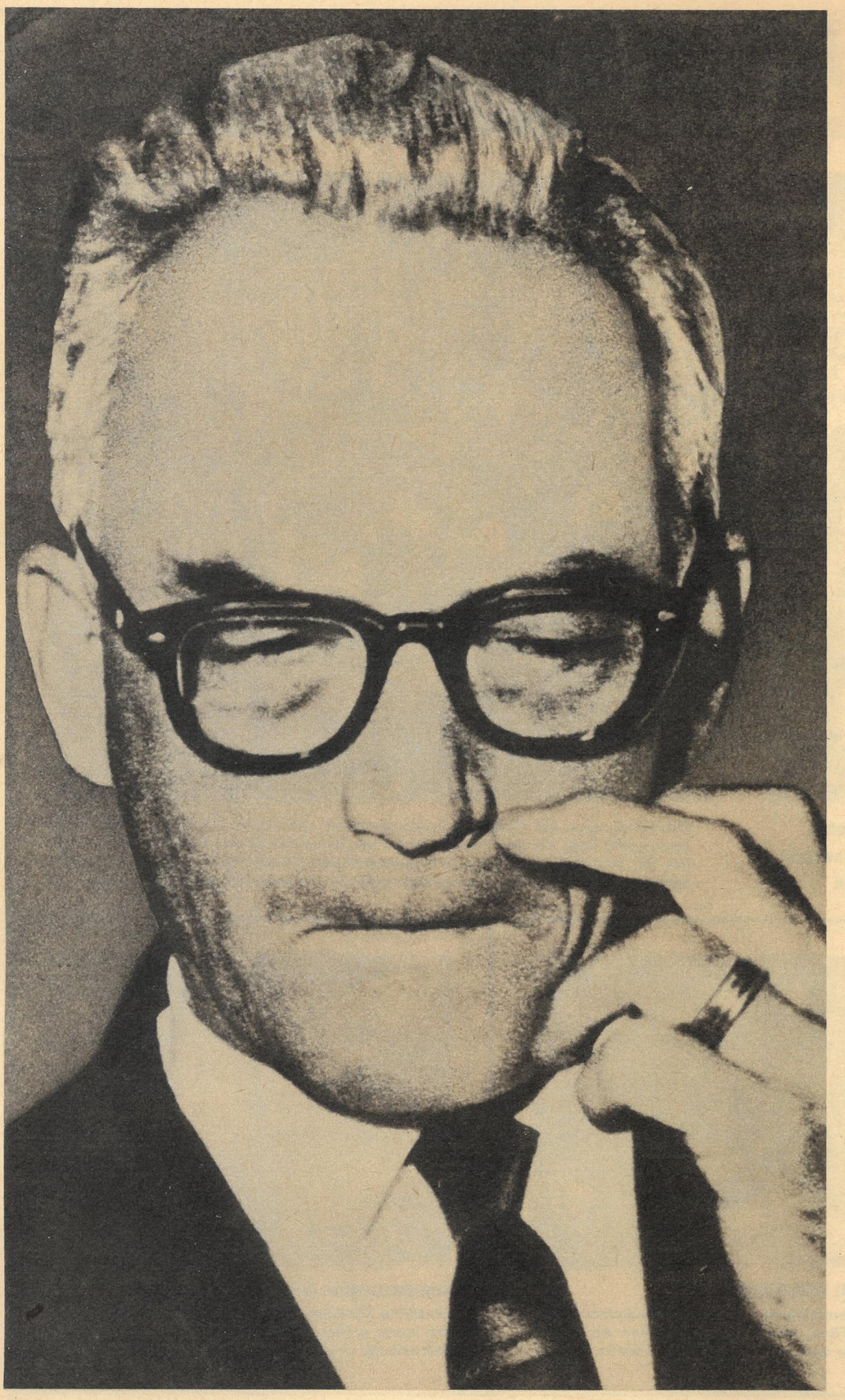
Bonner Reinfälle

In eine hundertköpfige Zuschauermenge fiel bei Braunlage eine dieser „Postraketen". Es gab drei Schwerverletzte. Teure postalische Novitäten aus Bonn!

Liebe Gäste in unserer Republik

Kaum von seinem erfolgreichen Staatsbesuch in Ungarn zurückgekehrt, empfing der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, jugoslawische Parlamentarier, an ihrer Spitze den Präsidenten der Bundesversammlung der SFRJ, Mitglied des Exekutivkomitees und Sekretär des ZK des Bundes der Kommunisten, Edward Kardelj (3. v. l.). Es kam zu herzlichen Gesprächen, die volle Übereinstimmung der Standpunkte in allen Grundfragen erbrachten.

Fotos: Zentralbild Jungeldpa (2)/TASS/MTI Popper; Steffen



Amerika fiebert den im Herbst stattfindenden Präsidentschaftswahlen entgegen. Der Wahlkampf hat schon begonnen. Die Bewerber um den Präsidentenstuhl stellen sich vor. Als einer von ihnen kürzlich seine politischen Ansichten und Absichten ins Mikrophon bellte, tönte es entsetzt aus dem Publikum:

Der Mann spricht ja wie Hitler!

Der erschrockene und entrüstete Ausruf kam von einer Amerikanerin. Er galt dem Senator Barry Goldwater, einem Kommunistenfresser, den die amerikanischen Rüstungsindustriellen lieber heute als morgen auf dem Präsidentensessel sehen möchten.

Wer ist dieser Barry Goldwater, Senator, Brigadegeneral der Nationalgarde, Millionär, vielfacher Warenhausbesitzer – den die reaktionärsten Scharfmacher als ihren Mann betrachten?

Das innenpolitische Programm dieses Präsidentschaftskandidaten sieht so aus: Ausschaltung der Gewerkschaften; Beschränkung der Einkommensteuer für alle Bürger (also auch für die Millionäre) auf zehn Prozent des Einkommens; zwangsweiser Einsatz der Arbeitslosen bei öffentlichen Bauten; rigorose Kürzung der ohnehin schon beschämend niedrigen Ausgaben für soziale Fürsorge und Erziehung.

Als „Demontage des modernen Staates durch einen radikalen Reaktionär" kennzeichnete der amerikanische Publizist Walter Lippmann die politischen Thesen Goldwaters. Bei den Probewahlen in New Hampshire wurde Goldwater zwar geschlagen, aber seine Freunde haben noch nicht aufgegeben. Hinter Goldwater steht viel Geld, das Geld der Kriegspartei, von Leuten, die am liebsten einen amerikanischen Hitler hätten. Die „Saturday Evening Post" schrieb wörtlich: „Ein Schlüssel zu dem Goldwater-Phänomen ist Geld – neues Geld, Konjunktur-Geld. Überall dort, wo es in den USA einen Haufen neues Geld gibt, im Westen und Südwesten, in Texas, im industrialisierten Süden, gibt es auch eine fanatische Unterstützung für Goldwater." Das „neue Geld" wird in der Rüstungsindustrie, vornehmlich im Raketenbau und Atombombengeschäft, gemacht.

Die Unterstützung durch die reaktionärsten Teile der amerikanischen Millionärscliquen gilt nicht zuletzt auch seinem außenpolitischen Programm, in dem Goldwater fordert: Abbruch der Beziehungen zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten; offenen Krieg gegen Kuba; Austritt der USA aus der UNO; Atombewaffnung Westdeutschlands; „Vorwärtsstrategie" der NATO gegen die sozialistischen Länder. Zum Zwecke der „Befreiung vom Kommunismus" – so sagte Goldwater – „sollten wir enge Verbindungen mit Untergrundführern hinter dem eisernen Vorhang anknüpfen und ihnen Druckpressen, Radios, Waffen und Instrukteure liefern . . ."

Ein bestialisches Rezept, eine Mischung aus Abenteurertum, Amoral und Blindheit! Wenn man das „Programm" Goldwaters der relativ realen und vernünftigen Konzeption gegenüberstellt, die Kennedy vertrat, wird verständlich, weshalb im Zusammenhang mit dessen Ermordung nicht selten der Name des Senators aus Arizona als eines der vermutlichen Anstifter auftaucht. Vergleicht man Goldwaters Aussprüche mit denen bundesrepublikanischer Regierungspolitiker, dann wird klar, warum aus den Kreisen der Bonner Ultras so freundliche Töne über diesen Mann zu hören sind: Goldwater ist Ungeist vom Ungeist der Strauß und von Hassel.

Fred Lufer

Trotz gescheiterter Invasion unbelehrbar, möchte Goldwater das amerikanische Sternenbanner auch über einem amerikanischen Kuba wehen sehen: „Auf Kuba landen und die Kommunisten dort verjagen. Das Castro-Regime muß zerschmettert werden."

An die Adresse der unterdrückten amerikanischen Neger richtete der die Ku-Klux-Klan-Banden finanzierende Goldwater die provokatorische Drohung: „Meine weißen Landsleute in den Südstaaten sind erstklassige Amerikaner. Sie sind mit diesen Negern durch Jahrhunderte fertiggeworden und werden es auch weiterhin schaffen."

Die Wahl-Show-Girls jubeln und vergessen darüber, daß der barbarische Ausspruch Goldwaters für sie, die USA und die Welt Krieg bedeutet: „Wir brauchen eine auf Stärke beruhende Politik! Dinge wie friedliche Koexistenz gibt es nicht!"

„Wir hassen den Judenkommunismus!" äfft der „Führer" der amerikanischen Nazis, Lincoln Rockwell (links), sein Idol Hitler nach. Was unterscheidet diesen brutalen Faschistenboß von Goldwater, der von sich gab: „Ich widersetze mich den Verhandlungen mit den Russen, die heutzutage an der Macht sind. Herrn Chruschtschow wird die diplomatische Anerkennung entzogen."

In den Warenhäusern Goldwaters stapelt sich ein Teil der amerikanischen Überproduktion, unerreichbar für die Arbeitslosen. Goldwaters Meinung zum Arbeitslosenproblem: „Die Unterstützung der Darbenden widerspricht dem Recht des Menschen, Hungers zu sterben."

Schenken
wir
vernünftig
?
EXA·1
zb fragt:
Werden im Wettkampf
um Liebe
unsere Geburtstage, Jahrestage und
Jugendweihen zum
Jahrmarkt der Eitelkeiten?

Sie kennen die Sprüche zum Thema: „Schenke mit Liebe." Und: „Schenken ist schöner als beschenkt zu werden." Aber kennen Sie auch die Praxis, die oft schöne und manchmal sehr traurige Praxis dieser Sprüche? zb veröffentlichte im Monat März eine Anzeige zur Jugendweihe. RFT empfahl als passende Geschenke seine Kofferradios „Stern 4" und „Sternchen". Den Preis kennen Sie aus den Schaufenstern der Rundfunkgeschäfte: 200 bis 370 DM. Ein „passendes" Geschenk für 14- bis 15jährige? zb-Leser Stein schrieb uns zu dieser Anzeige: „Dürfen wir Kinder, ganz gleich zu welchem Anlaß, so verwöhnen? Sind solche Geschenke noch normal? Sind wir beim Schenken noch vernünftig?" Mitarbeiter unserer Redaktion stellten die Fragen des Herrn Stein an Jugendliche, Eltern, Lehrer und Psychologen, an Ärzte und Jugendrichter. Lesen Sie Fakten und Ansichten zur Praxis der schönen menschlichen Tugend – zum Schenken aus Liebe!

Auf dem romantischen Marktplatz von Meißen sprachen wir Bäckermeister K. an. Dieser liebenswerte, großzügige Mensch verschenkte in einer Woche gleich zweimal 100 DM. Seine beiden Patenkinder feierten Jugendweihe. Verwandte strömten herbei („Lange nicht gesehen, was?"), Nachbarn schickten Blumen, Karten, kleine Geschenke. Die beiden Mädchen schwammen in den Gütern dieser Welt: Uhren und hochhackige Schuhe, Kleider und Mäntel, duftige Dederonwäsche, Schmuck und natürlich Geld. Viel Geld! Herr K. schätzte sicher genau: „Knapp 700 DM für jedes Kind", meinte er. Und: „Es waren halbe Hochzeiten!" Bäckermeister K. erlebte ungefähr den repräsentativen Durchschnitt. „Halbe Hochzeiten" sind heutzutage zur Jugendweihe durchaus üblich. Diese Tatsache könnten wir mit einigen Dutzend Fragebogen beweisen. Ausgeteilt in einer Dorfschule, in Kleinstadt- und Großstadtschulen, ausgefüllt von 14- bis 15jährigen Jungen und Mädchen.

Hat Liebe einen Preis?

In einer kleinen Schule streckten fast alle befragten Kinder die linke Hand mit auffälliger Eleganz vom Körper ab. Anständige, taktvolle Leute m u ß t e n sich einfach nach der genauen Tageszeit erkundigen. Die Uhr ist das Jugendweihegeschenk Nr. 1. Richtiger: Die Uhr in der Preisklasse zwischen 100 und 250 DM. Besonders attraktiv durch goldglänzende Armspange oder Datumsanzeiger! Uhren schenken Eltern, Großeltern oder Paten mit nüchternen, gewöhnlich gut überlegten Absichten. Die Uhr ist ein Symbol des neuen, frisch eingeweihten Lebensabschnittes. Vorbei ist die Zeit kindlicher Spiele. Und jetzt zählt die Zeit! Der Erfolg des Daseins wird noch mehr an sinnvoll ausgefüllten Sekunden, Minuten und Stunden gemessen.

Neben dem Gebrauchswert besitzt die Uhr auch noch einen unschätzbaren Erinnerungswert. Das jedenfalls glauben die Schenkenden. Sie überreichen die kleinen, oft zu kostbaren Zeitmesser mit liebevollen Worten: „Hier, für dich. Damit du dich manchmal an deinen Onkel Max erinnerst." Man schenkt zur Jugendweihe mit leichter Melancholie: „Jetzt sind sie auch soweit. Vor einigen Jährchen spielten sie noch mit Murmeln." Man schenkt aus Liebe – im Wettkampf um Liebe!

Fast alle Gesprächspartner lehnten diesen Wettbewerb ab. Aber alle machen ihn mit! Frau M., Großmutter von sieben Enkeln, antwortete nur zögernd auf unsere Fragen. Sie schenkte zweimal zur Jugendweihe je ein Paar Schuhe. Preis: Zweimal rund 40 DM. Eigentlich kann sie sich solche Ausgaben bei ihrer Rente nicht leisten. Doch: „Die Kinder sollen spüren, daß ich sie gern habe!" Hat Frau M. recht? Spüren die Kinder wirklich am Wert der Geschenke die Liebe des Schenkenden? Begleichen sie später mit Liebe den Preis? Messen Kinder vielleicht ganz anders? Ich erinnere mich noch heute, nach über 20 Jahren, gut an einen älteren Wohnungsnachbarn von uns. Dieser Mann konnte nichts verschenken, außer viel Zeit an langen Abenden. Jeder Besuch bei ihm war ein kleines Fest. Er holte bunt bebilderte Bücher aus seinen Schränken und erzählte langsam und sorgfältig abenteuerliche Geschichten. Diese Stunden bereicherten die Erlebniswelt eines Kindes, in diesen Stunden entstand Achtung vor Menschen fremder Völker, Phantasie und viel Freude am Lesen ... Ohne tätige Liebe – und das möchte ich mit dieser kleinen Erinnerung sagen – verschwinden ein Onkel Max und seine kostbare Uhr schnell aus dem Gedächtnis! Kinder messen nur nach materiellen Werten, s o l a n g e sie keine anderen Maße kennen. Ist der Wettkampf um Liebe nicht schon vor dem Startschuß verloren, wenn er nur mit dem Portemonnaie geführt wird?

Es geht um die Vorsilbe

Einer unserer Gesprächspartner, der Verdiente Lehrer des Volkes Heinz Lehmann (Direktor des Pädagogischen Instituts Dresden), schrieb für seine Tochter ein Tagebuch. 14 Jahre lang zeichnete er jede wichtige Lebensstation des Mädchens auf.

Text: G. Blutke
Fotos: Friedemann
Mitarbeiter: G. Thürmer, M. Kirchner

Zur Jugendweihe übergab Herr Lehmann das Buch an seine Tochter. In diesem Geschenk steckt ein Wert, der sich nicht in Mark und Pfennige ummünzen läßt. Das Kind entdeckt auf jeder Seite die Liebe seiner Eltern, es spürt den Wert, das Gewicht eines Lebens – seines Lebens! Nicht jeder Vater kann mit einem solchen klugen Geschenk genau den Sinn der Jugendweihe treffen. Ich sprach mit einigen Eltern, die durch andere sorgfältig überlegte Geschenke ihr Kind ein Stück des Lebens weiterführen wollen. Sie schenkten Bücher, oft Fachbücher für den späteren Beruf, Werkzeugkästen für leidenschaftliche Bastler oder auch Theater-Anrechte. Auf eine kurze Formel gebracht: Sie wollen auch am Festtag Jugendweihe e r ziehen und nicht v e r ziehen.

Mit Formeln und Rezepten läßt sich unser Thema leider nicht erschöpfen. Niemand darf verschreiben oder vorschreiben. Aber jeder sollte für sich ganz persönlich suchen und wägen, bis er für sich und sein Kind das richtige Maß findet. Schematische Gleichungen sind meistens falsch. Etwa: teures Geschenk gleich falsches Geschenk. Ein guter Zweck heiligt manchmal durchaus die ausgegebenen Mittel.

... weil es den Nachbarn so gefällt

Der Wettkampf um Liebe, geführt mit erschreckend großen und meist unvernünftigen Geschenken, hat manche verborgene Ursachen. Ich hörte einige Dutzend Male: „Was wollen Sie? Wir können es uns leisten. Früher – ja, da reichten Blumenstöcke, vielleicht ein Füllfederhalter und Glückwunschkarten. Aber heute? Wir leben doch in einer anderen Zeit!" Viele schenken aus Freude an kostbaren Geschenken. Viele, weil sie nicht zurückstehen wollen gegen die anderen. Vernunft wiegt leider wenig, wenn sie dem unvernünftigen Verwandten nicht gefällt. Familie B. trafen wir in Bischofswerda in einem Restaurant. Beide arbeiten, ihre eigenen Kinder sind schon lange erwachsen. Nach unserem Stichwort erlebten wir die Neuauflage eines Ehekrachs. Er wollte zur Jugendweihe seines Neffen pädagogisch klug schenken: Drei gute Bücher und eine Wochenendfahrt nach Leipzig zum Völkerschlachtdenkmal. Sie behielt das letzte Wort. Der Junge bekam unter anderem von der Familie B. eine Armbanduhr für 180 DM. „Was meinen Sie, wie die Verwandtschaft gespuckt hätte! Bei unserem Verdienst – und dann drei Bücher. Ich lasse mich nicht für alle Ewigkeit als Geizhals abstempeln."

Die Moral vom Bischofswerdaer Mittagstisch ist weit verbreitet: Kaum jemand verteidigt seine klugen Einsichten, wenn der gute Ruf dafür Federn lassen muß. Übrigens soll es auch stille Wettbewerbe um die meisten und kostbarsten Geschenke zwischen Familien geben. Kronzeuge dafür ist Frau N. aus Leipzig: „Meinem Norbert durfte ich doch keinen billigen Anzug schenken! Unsere Wohnungsnachbarn hatten doch auch Jugendweihe. Der Junge hätte sich vor seinem Freund schämen müssen und wir vor seinen Eltern." Der heimlich-unheimliche Wettbewerb schießt die Ausgaben in schwindelnde Höhe und leert die Portemonnaies. Ein Mitarbeiter des HO-Kaufhauses Meißen – mit leichter Resignation: „Von Jahr zu Jahr wurden die Geschenke zur Jugendweihe kostspieliger. Gekauft werden die teuersten Ledersachen und besten Anzugsstoffe. Was soll ein 15jähriger mit einem Anzug aus reiner Wolle? Nach zwei Jahren kann er ihn sowieso nicht mehr tragen. Uhren in der Preisklasse zwischen 30 und 60 DM können wir zur Jugendweihe kaum noch verkaufen." Vor diesen Tatsachen muß sich unser Motto schamhaft verkriechen. D a s ist kein Wettkampf um Liebe mehr. Höchstens ein Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Genügen gute Absichten?

Die Wahrheit klingt vielleicht etwas hart, aber herumreden nützt bei unserem Thema nichts. Unangebrachte Geschenke verderben häufig den Charakter der Kinder. Tatsache ist: Fast die Hälfte aller straffälligen Jugendlichen kommen aus gutgestellten Elternhäusern! Die Eltern züchten aus Eitelkeit oder purer Liebe hohe Ansprüche. Gebratene Enten flattern o h n e G e g e n l e i s t u n g vom Wunschhimmel herab. Zuerst, im zarten Kindesalter, der teuerste Roller. Dann die schicksten Kleider für die kleinen Mädchen. Ein Rennrad für den Jungen. Kofferheulen für beide! Die Kinder genießen

die Ergebnisse von Arbeit, sie lassen Geld ausgeben und geben selbst Geld aus. Mit der teueren Uhr am Handgelenk spüren sie dann auf einmal, meist kurz nach der Jugendweihe, wie wertvoll Zeit ist. Wie langsam sich Geld verdient Wie mühselig oft 200, 300 DM erarbeitet werden wollen! Wir möchten keine Schreckgespenster an die Wand malen oder „zurück nach Sparta" predigen. Der Gegensatz von „verziehen" heißt in keinem Falle, daß Kinder armselig aufwachsen sollen. Der Gegensatz heißt: Mit Verstand erziehen, bewußt Wertbegriffe anerziehen!

Eine Mutter aus Bischofswerda beklagte sich bei uns über ihren Sohn. „Wissen Sie, er war lange krank, und da verwöhnten wir ihn vielleicht etwas zu sehr. Jetzt stellt er unerfüllbare Ansprüche. Wenn wir nicht nachgeben, dann spricht er nicht mit uns." Vielleicht ist dieser verzogene Knabe eine seltene Ausnahme. Schön wäre es, aber dagegen sprechen leider unsere Erlebnisse und die ausgefüllten Fragezettel. Eine Lehrerin zum Beispiel fragte ihre Schüler nach der Jugendweihe, wer sich für den neuen Ausgehanzug, für Hemden, Kleider und Schuhe bei den Eltern bedankt habe. Die Kinder schwiegen zuerst, sichtlich verblüfft von dieser eigenartigen Idee. Und dann meldeten sich ganze drei. In einer anderen Klasse erkundigte sich ein Mädchen bei uns, ob sie diese Sachen auch unter die Jugendweihegeschenke aufschreiben solle. Wieviel Geld Kleider, Anzüge, Uhr usw. kosten, müssen wir nicht erst vorrechnen . . . Dazu Frau S. aus Leipzig: „Ich war sehr enttäuscht von meiner Sigrid. Wir mußten lange für die Jugendweihe sparen, und dann beachtete sie unsere Geschenke kaum. Sie hatte mit einer Schlaggitarre gerechnet, und das ging über unsere Kräfte. Kleidung und Feier kosteten sowieso fast 800 DM."

Mit welchen Wertbegriffen gehen jene Sigrid und der Junge aus Bischofswerda nun in ihr Leben? Beiden fehlt Bescheidenheit und Achtung vor der Arbeit anderer.

Freude läßt sich nicht verschenken

Viele Erwachsene schimpfen auf die Jugend von heute. In den meisten Fällen steckt dahinter ein gesunder Ärger. „Wie schwer hatten wir es! Heute öffnet der Staat alle Türen, die jungen Leute müssen nur hineinspazieren." Sie schimpfen, weil manche Jugendliche sich nicht durch Fleiß und Ausdauer ein Anrecht auf die Rechte der Jugend verdienen. Leider erziehen diese gleichen Erwachsenen ihre eigenen Kinder oft falsch. Sattsam bekannter Grund: „Er oder sie sollen es besser haben als ich." (Dafür sorgen übrigens schon gewisse Grundzüge unserer sozialistischen Gesellschaft. Zum Beispiel das endgültig verschwundene Bildungsprivileg.) Erziehungsfehler in der privaten Sphäre äußern sich dann gewöhnlich negativ im gesellschaftlichen Leben . . .

Eine der wichtigsten Pflichten der Eltern ist das Erziehen zur Leistung. Und da helfen Geschenke, da hilft oft auch Geld. Ein Bekannter von mir gab seinem Sohn schon in den ersten Schuljahren ein gutes Taschengeld. Aber jeden Monat mußte er sich das Recht auf „sein Einkommen" neu verdienen. Taschengeld hieß für den Jungen „Leistungslohn". Lohn für gute Zensuren und erfüllte häusliche Pflichten. Ähnlich war es mit Geschenken zu den üblichen Festtagen. Er wußte immer genau, warum das gewünschte Buch oder die neuen Rollschuhe auf dem Geburtstagstisch lagen oder warum nicht. Herr Walter Herrmann aus Leipzig erzieht seine Kinder auf ähnliche Weise. Schon vor der Jugendweihe stoppte er den erwarteten Geschenkwettbewerb. Seine Verwandten kauften also nicht die geplante teuere Armbanduhr für 135 DM. „Eine Uhr für 30 DM sieht fast genauso schmuck aus", meinte Herr H. „Sie paßt vor allem besser zum Alter. Was soll denn ein 15jähriger mit einem derart teueren Gegenstand? Die Differenz zwischen 30 und 135 DM steckten wir dem Jungen am Tag der Jugendweihe in seine Sparbüchse. Sein großer Traum ist nämlich ein Rennrad, knapp 100 DM fehlen ihm noch. Die soll er sich in den Ferien selbst erarbeiten." Dahinter steckt ein vernünftiger Gedanke: Echte Freude am Besitz läßt sich nicht mitschenken. Freude will erarbeitet sein – was leicht in den Schoß fällt, wiegt bekanntlich wenig! Herr Herrmann erinnerte an eine oft vergessene Schattenseite unsinnig großer Geschenke. „Ich will mein Kind nicht frühzeitig überfüttern. Der Junge soll bestimmte materielle Güter erst genießen, wenn er sie wirklich genießen kann. Jetzt ist vieles für ihn nicht mehr als ein teures Spielzeug. Zum echten Genuß gehört nun einmal geistige Reife."

Kampf um Liebe . . . Das größte Geschenk aller Eltern an ihre Kinder ist an keinen Tag gebunden, weder an die geraden oder ungeraden Geburtstage, an Weihnachtsfeste, Lehrabschluß usw. Auch nicht an den Tag der Jugendweihe. Sie gewinnen den Wettbewerb um dauernde, anhaltende Liebe, wenn sie ihre Kinder zu klugen, lebenstüchtigen Menschen erziehen. Das erfordert Nachdenken und viel Zurückhaltung – besonders beim Schenken und Verwöhnen. Auch Liebe muß Grenzen kennen.

Schenken wir vernünftig?

Fakten und Ansichten

„Am besten gefielen mir die Bücher, weil sie interessante Themen behandelten (Altertumsforschung, Tierfotografie). Außerdem freute ich mich sehr über die Dederonhemden, weil ich nun keine Hemden mehr bügeln muß."

„Zu meiner Jugendweihe bekam ich insgesamt 600 DM. Schon allein von meiner Tante und dem Onkel 300 DM."

„Ich erhielt ein Sparkassenbuch mit 500 DM. Eine Armbanduhr sowie die vollständige Einkleidung. K l e i n i g k e i t e n , wie Schirm, Tasche, Bücher, Garnituren, Handtücher, 12 Taschentücher, Theatertasche. Ich werde aber noch mehr Geschenke bekommen."

„300 DM, ein Kofferradio ‚Sternchen', 20 Taschentücher, 4 Bücher, Kleidung, Brieftasche, Geldbörse. Besonders gefiel mir das Kofferradio."

„Kleid, Schuhe, Wäsche, Fahrrad, 235 DM, Tasche, Strümpfe, Nylonmantel, Strickjacke, Taschentücher, Kulturbeutel."

„300 DM, Luftdruckgewehr, Kleidung (acht Stück), sehr wertvolle Bücher, Aktentasche, Koffer, Kulturbeutel mit Inhalt, Brieftasche und Geldbörse, sehr wertvolles Schreibzeug. Ich freute mich über alles sehr."

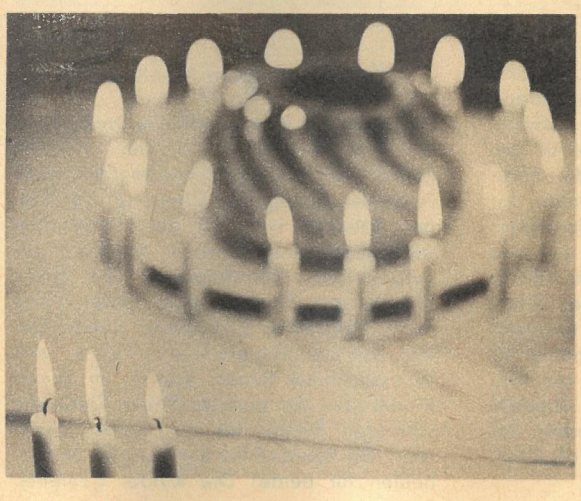
„Insgesamt 400 DM, eine Armbanduhr, zwei bügelfreie Hemden, ein Anzug, ein Paar Schuhe, ein Fotoapparat. Mir gefiel die Armbanduhr am besten, weil sie modern aussah und einen Datumsanzeiger besaß."
(Zitate aus den Fragebogen, ausgefüllt von 14- bis 15jährigen Schülern)

*

„Radios oder ähnliche kostspielige Geschenke halte ich für überspannt. Schließlich muß man heute nicht erst 30, 40 Jahre alt werden, um sich selbst ein Radio kaufen zu können." (S. Heinrich, Angestellter)

„Wenn einem Kind jeder Wunsch gleich erfüllt wird, kann es sich schnell zum Egoisten entwickeln. Natürlich: das ist alles kompliziert, aber nach unseren Erfahrungen können zu sehr verwöhnte Jugendliche leichter straffällig werden." (Dorothe Irmscher, Jugendrichterin)

„Oft werden Geschenke gemacht, die die Ansprüche der Kinder höher schrauben als angebracht. Ihre Ansprüche an das Leben und damit ihre Verhaltensnorm werden so leicht unreal." (Heinz Lehmann, Direktor des Pädagogischen Instituts Dresden)



„Die Erziehung beginnt schon in den ersten Kinderjahren, und dabei spielen Geschenke eine große Rolle. Sie sollen Fleiß und gute Leistungen anerkennen und den (zu fördernden) Interessen der Kinder entsprechen." (Dr. Adolf Kossakovski, Institut für Psychologie in Leipzig)

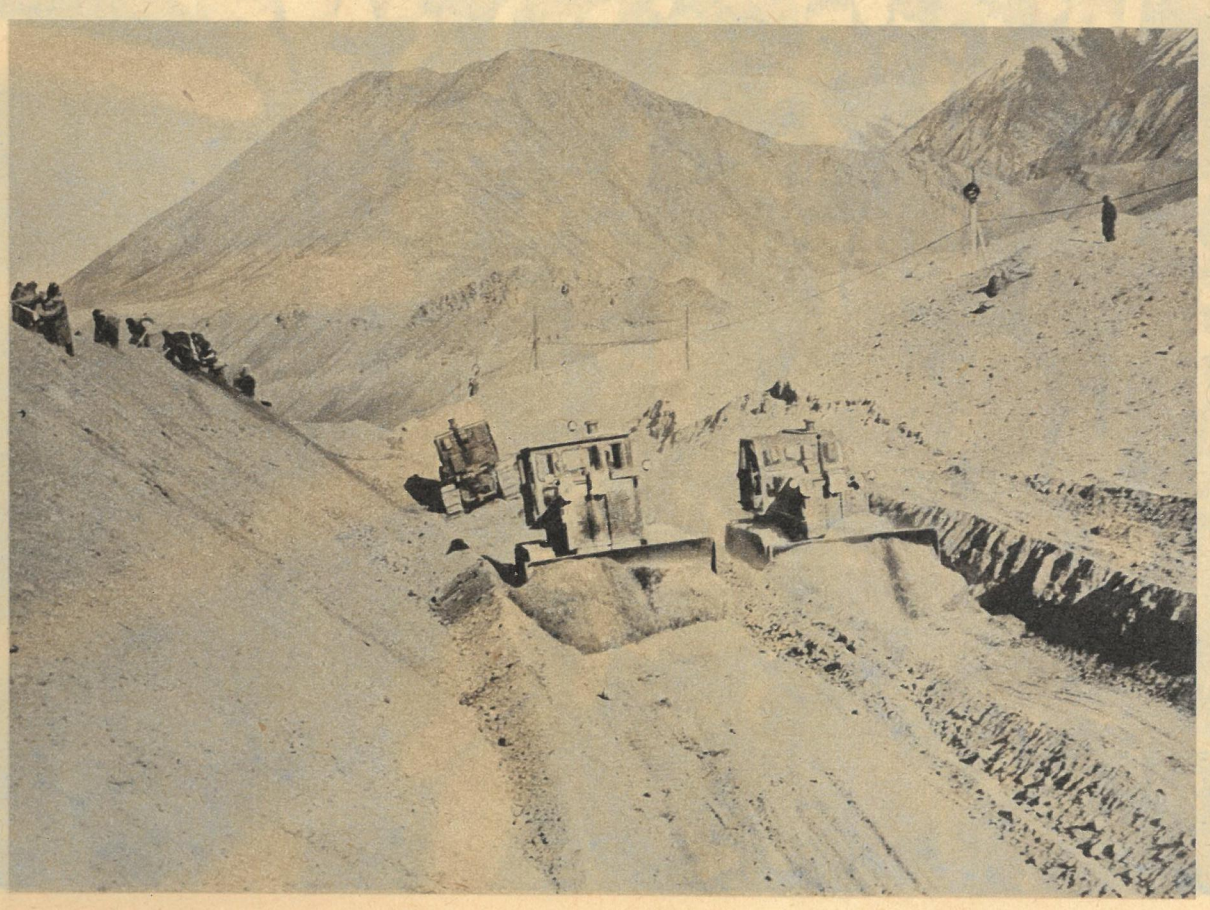
„Ich finde es nicht schön, wenn die Erwachsenen bis früh 3 Uhr trinken und dann den Jugendlichen ‚würdig' in ihren Kreis aufnehmen. Echter Höhepunkt sollen die Jugendweihefeier und sinnvolle Geschenke sein." (Hildeburg Späth, Jugendweiheausschuß Leipzig)

„Wir sind oft überrascht, was zur Jugendweihe alles bestellt wird. Wie soll da bloß noch eine Hochzeit aussehen? Ich finde es richtig, daß Sie eine solche Diskussion aufnehmen." (Fritz Weinhold, Stadtküche Dresden)

„Mir fielen in den ausgefüllten Fragebogen vor allem die großen Geldsummen auf. Das ist ja unwahrscheinlich! Die Verwandten und Paten sollten sich lieber im Laufe der Jahre mehr um die Kinder kümmern, als einmal tief in die Tasche zu greifen." (Frank Fiedler, Lehrer)

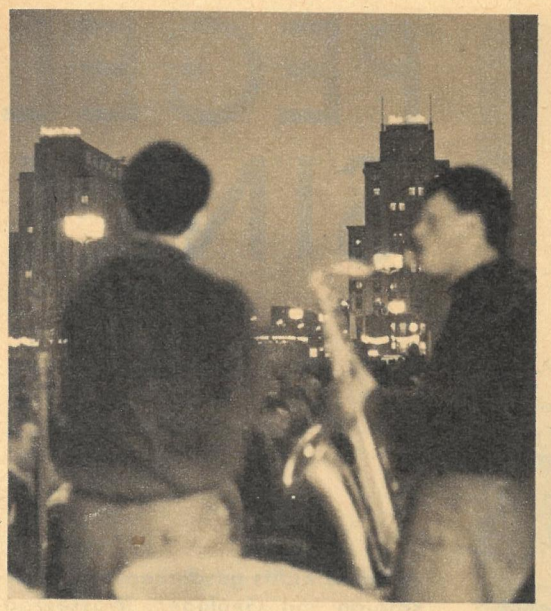
PEGEL SINKT

Als wäre nichts geschehen: Die Heerscharen von Geologen, Wasserbauexperten, Sprengmeistern, Bergsteigern, Pionieren und Kolchosbauern sind an ihre früheren Arbeitsplätze zurückgekehrt, und die Wasser des Serawschan geben wie eh und je wieder lebenspendendes Naß für die Äcker und Obstplantagen im „blühenden Tal" Tadshikistans. Nur jenseits des von der Natur mit 50 Millionen Kubikmetern Gesteinsmassen aufgeschütteten Dammes bleibt ein See bestehen – ähnlich dem malerischen Riza-See im Kaukasus, der ebenfalls durch einen Bergrutsch entstand. Unvergessen werden die Heldentaten eines elftägigen pausenlosen Kampfes von Zehntausenden bleiben, die unter Einsatz eiligst herangeflogener modernster technischer Aggregate einen das „blühende Tal" rettenden Umleitungskanal bauten. Erst als der in 66 Meter Höhe durch den Staudamm am Serawschan führende Überströmkanal durch eine letzte Sprengung geflutet wurde und der Wasserstand des künstlichen Sees zu sinken begann, fielen Zehntausende völlig übermüdeter Kanalbauer in einen langen, verdienten Schlaf. Noch Generationen werden bei Ausflügen an den neuen See von den Helden des April/Mai 1964 sprechen.



**Das Tal des Serawschan
hallte von Sprengungen und dem
Lärm von Bulldozern, Autos, Kippern
und Baggern wider.
Mindestens 250 000 Kubikmeter Felsen
mußten herausgesprengt werden,
um dem Fluß
das neue Bett zu schaffen.
Aber auch flußabwärts,
in Richtung Samarkand,
wurde gearbeitet.
Mehr als 40 000 Freiwillige
befestigten hier die Ufer.
Inzwischen staute sich der Serawschan
zu einem imposanten See,
der auf noch keiner Landkarte
zu finden ist.**

Fotos: Zentralbild/TASS



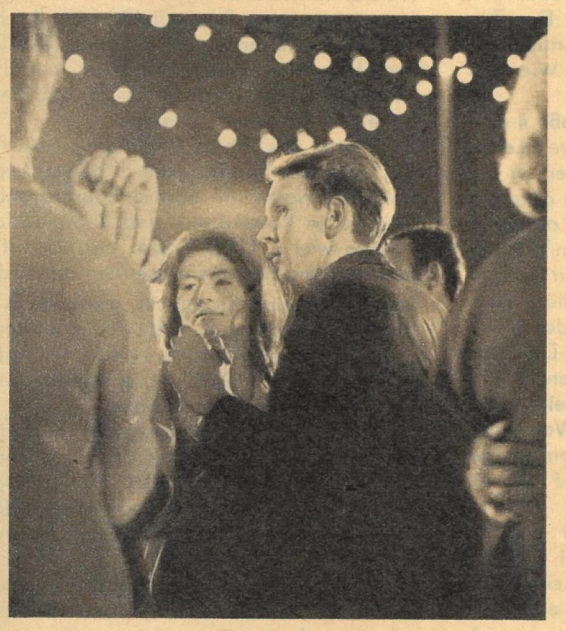
500 METER VON BERLIN

Was sind schon 500 Meter bei einem so großen Fest. Welch ein kleiner Ausschnitt! Und doch: Wie endlos lang durch die Fülle der Ereignisse und Begegnungen! Zwischen dem Kino „International" und dem Strausberger Platz, in „unserer" blauen Straße, wurden wir mehrfach überfallen und eingekreist, Beim ersten Mal ging's harmlos aus: Eine Kette junger Leute fing uns in einen Kreis und ließ uns erst frei, als wir ein Lied gesungen hatten. Die nächsten begnügten sich nicht mit Trallala. Etwa 200 Mädchen und Jungen vergnügten sich bei einem Kreisspiel. Wir aber mußten mit unserem Wolga durch. Der Kreis öffnete sich bereitwillig, und – wir saßen in der Falle! Warte Wolga, du sollst schaukeln, das war das Motto für ihren Spaß, dem wir das rechte Foto verdanken. Wir kamen mit einer kleinen Beule in der Kühlerhaube davon. – Eingekreist von interessierten Zuhörern wurden wir auch, als wir mit westdeutschen Studenten ins Gespräch kamen und um Pressefreiheit und Zeitungsaustausch stritten.

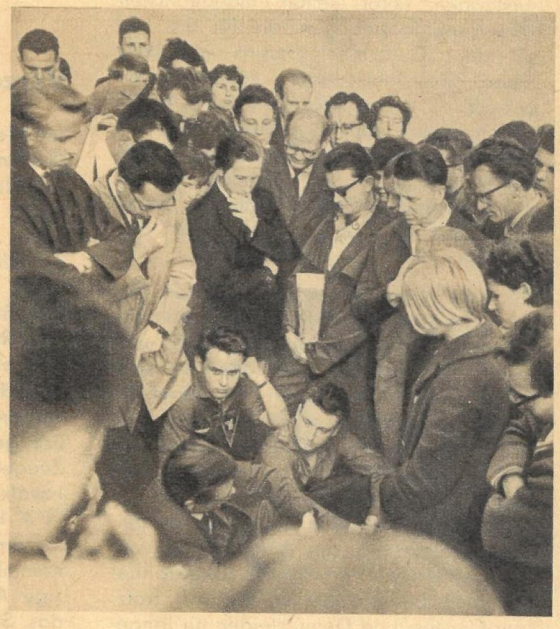
Ausgelassene, begeisternde Fröhlichkeit, ernsthafte, offene Gespräche ohne Tabus – das waren die Attribute dieses Festes. Das Bestreben der Jugend aus Ost und West, die Verantwortung für die Zukunft der Nation zu übernehmen, wurde in Berlin deutlicher als je zuvor. Die Jugend der DDR ist bereit, über dieses Anliegen auch in Hamburg, Essen oder Stuttgart zu beraten.

Wer feste arbeitet, der soll auch Feste feiern! Diese Aufforderung Walter Ulbrichts bei der Eröffnung des Treffens ließen sich die 500 000 nicht zweimal sagen. Die Wogen der Begeisterung machten selbst vor unserem harmlosen Pressefahrzeug nicht halt. Die Jugend hatte Berlin erobert.

Fotos: Günter Blutke / Text Günter Junggebauer



Tanze mit mir in den Morgen! Im offiziellen Programm war eine „Tanzstraße der 100 000 Paare" verzeichnet. Aber, wer dabeigewesen ist, weiß, daß diese Zahl absolut zu niedrig gewählt worden war. Und was wurde getanzt? Natürlich Twist! – Der Sturm auf die Schriftsteller beim Buchbasar in der Karl-Marx-Allee hatte seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, als manche Autoren ihr Signum nur noch auf die Teilnehmerausweise setzen konnten.



Gespräche, immer wieder und überall. Versammlungen, die nur in den Köpfen protokolliert wurden. Ohne Referat und Abstimmung. Ausgelöst von der Forderung unserer Zeit: Wir müssen miteinander reden! Der Tag schien nicht auszureichen, denn vom Vormittag bis in die späten Nachtstunden wurde debattiert. Wie schwer hatten es die armen Westreporter in diesen Tagen von Berlin! Nicht weniger als 24000 westdeutsche Jugendliche waren gekommen.

DIE TOTEN SCHWEIGEN NICHT

2

DOKUMENTARBERICHT VON WOLFGANG GÖTHEL

Für den 18. Februar dieses Jahres ist die Eröffnung des Prozesses gegen den „Euthanasie-Professor" Dr. Werner Heyde festgesetzt. Fünf Tage zuvor aber wird der des Massenmordes Angeklagte in seiner Zelle im Zuchthaus Butzbach bei Frankfurt am Main erhängt aufgefunden. Unvorstellbar ist das Ausmaß der Verbrechen Heydes und seiner Helfershelfer, unfaßbar die Tatsache, daß der Massenmörder sich länger als ein Jahrzehnt unter dem Namen „Dr. Sawade" frei bewegen konnte, obwohl namhafte Leute im Bonner Staat um seine Vergangenheit wußten. Heyde war der Leiter einer Mordaktion von unvorstellbarer Grausamkeit. Er organisierte und vollzog in den Jahren 1940 und 1941 das verbrecherische „Euthanasie-Programm" Hitlers, die auf Grund eines „Führerbefehls" erlassene sogenannte Gnadentodaktion, die nichts anderes als kaltblütiger Mord war.

Die Maschinerie des Mordes

Dr. Heyde ging dabei – zunächst allerdings noch im Hintergrund – mit Feuereifer ans Werk. Zur Registrierung aller Insassen der Heil- und Pflegeanstalten entstanden unter seiner maßgeblichen Mitwirkung Fragebogen, die für das Urteil der „Gutachter" bereits ein Feld „töten" oder „leben lassen" vorsahen. Dazu heißt es in einem Runderlaß des Nazi-innenministers vom 9. Oktober 1939 im Amtsstil der Bürokraten des Todes, solche Fragebogen seien „im Hinblick auf die Notwendigkeit planwirtschaftlicher Erfassung der Heil- und Pflegeanstalten" unerläßlich.

Mit Hilfe dieser Fragebogen hatten die Anstalten sämtliche Patienten zu melden, die unter Schizophrenie, Epilepsie und senilem Schwachsinn litten oder die sich seit mindestens fünf Jahren dauernd in Anstalten befanden oder die „nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind".
Auch der medizinische Laie erkennt bei dieser Aufzählung auf Anhieb, daß von der geplanten Vernichtung ungezählte Menschen bedroht waren, die sich trotz ihrer Geistes- und Gemütsleiden für lange Zeiträume völlig gutartig verhielten und die nicht durch quälende Schmerzen gepeinigt wurden – bei denen also nicht der geringste Anlaß bestand, den Gedanken einer „Euthanasie" auch nur zu erwägen.

Die Faschisten hatten jedoch deshalb keine Skrupel. Sie gingen noch im Jahr 1939 den nächsten Schritt und experimentierten im Zuchthaus Brandenburg die in ihren Augen „zweckmäßigste" Tötungsart. Aus diesem Anlaß gaben sich prominente Faschisten in dem zu ihren Ehren geflaggten Zuchthaus ein Stelldichein. Vor den Augen des Leiters der Privatkanzlei Hitlers, „Reichsleiter" Bouhler, seines Stellvertreters, „Oberdienstleiter" Victor Brack, und des nunmehrigen „Reichsgesundheitsführers" Dr. Conti ermordete der Chemiker Dr. August Becker vom Reichskriminalpolizeiamt vier Anstaltspatienten. Das geschah durch Kohlenoxyd, und der Mord erfolgte, wie das sorgsam angefertigte Protokoll festhielt, „in 22 Sekunden".
Etwa zur gleichen Zeit konstituierten sich in Berlin drei Gesellschaften zu dem einzigen Zweck, das unter Mithilfe von Heyde konzipierte Mordprogramm in der Praxis zu verwirklichen:
Die in der „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten" vereinigten Naziärzte, die sich „Gutachter" und „Obergutachter" nannten, hatten anhand der Fragebogen die Opfer auszuwählen.
Eine „Gemeinnützige Stiftung für Anstaltspflege" finanzierte mit den ihr von der Regierung überwiesenen Mitteln das Vernichtungsprogramm und honorierte die Mordgehilfen.
Die „Gemeinnützige Krankentransport-Gesellschaft" („Gekrat") schließlich beförderte mit eigenen, von SS-Leuten in Zivil gesteuerten Omnibussen die Opfer zu den Vernichtungsanstalten.
Wozu diese Aufgabenteilung? Offenbar waren sich die Naziführer der Ungesetzlichkeit ihres Handelns vollauf bewußt. Sie vermieden peinlich alles, was den Anschein erwecken konnte, die genannten Institutionen arbeiteten im Auftrag des Staates oder der Nazipartei. Und so spalteten sie selbst die Organisation, um den Kreis jener, die um das Mordprogramm in all seinen Details wußten, möglichst gering zu halten.
Die Zentrale etablierte sich in einer Villa in Berlin, Tiergartenstraße 4. Ihre Anschrift wurde zum Codewort der gesamten Aktion: „T 4."

Verzogen nach Grafeneck

Im Herzen der Schwäbischen Alb liegt Grafeneck, ein idyllisches Schloß. Hier, abseits des Lärms der großen Städte, hatte die Samariter-Stiftung Stuttgart viele Jahre vor dem zweiten Weltkrieg ein Pflegeheim eingerichtet. Anfang Oktober 1939 beschlagnahmten die Nazis das Schloß kurzerhand „für die Zwecke des Reiches" und vertrieben seine bisherigen Bewohner.
Zunächst freilich blieb den Grafeneckern verborgen, welche „Zwecke" denn eigentlich gemeint seien. Sie wurden lediglich Zeugen der Ankunft einer größeren Autokavalkade, die am 17. Oktober 1939 eine „T-4"-Kommission unter Leitung von Victor Brack in ihre Gemeinde brachte. Die Kommission ging sofort an ihre schmutzige Arbeit. Sie erteilte die Anweisung, das Schloß völlig umzubauen und dreihundert Meter von ihm entfernt eine Anstalt zur Vernichtung von Menschenleben zu errichten, die ein mächtiger Bretterzaun hermetisch vor neugierigen Blicken von außen absicherte. Überall im Gelände standen Tafeln mit der irreführenden Aufschrift „Seuchengefahr"; ein dichtes Netz von Posten wurde eingerichtet.
Sehr bald schon wurde das Krematorium in Betrieb genommen; sein Schlot rauchte ohne Pause bis zum Dezember 1940.
Und es blieb nicht bei der einen Mordanstalt. Auch das Schloß Hartheim bei Linz, die Heil- und Pflegeanstalt Bernburg, die Anstalten in Hadamar (bei Limburg an der Lahn) und Sonnenstein (bei Pirna) wurden zu Stätten, aus denen es für die wehrlosen Opfer kein Zurück mehr gab.
Niemals mehr wird sich die Zahl der im „Euthanasie"-Programm Ermordeten genau ermitteln lassen. Doch soviel ist einwandfrei erwiesen: In Grafeneck und Hadamar zusammen wurden mindestens 20654, in Bernburg, Hartheim und Sonnenstein wurden je etwa 20000 Menschen umgebracht.
Zu diesen zählten in den ersten Monaten der Aktion – sehr bezeichnend für die Denkweise der Nazis! – mehrere hundert Männer, die an den Fronten des ersten Weltkrieges, im Trommelfeuer der Materialschlachten, geisteskrank geworden waren. Man überlege: Die herrschende Klasse eines Landes jagt im Interesse noch höherer eigener Profite die Blüte des Volkes in einen weltumspannenden Vernichtungskrieg. Zwei Millionen deutsche Soldaten werden das Opfer dieses Abenteuers. Tausende kehren wohl lebend zurück, aber sie haben den Verstand verloren. Und als der neue Krieg, angestiftet von der gleichen Klasse des gleichen Landes, beginnt, da bringt diese Klasse die Opfer des ersten Krieges um, weil ihr an „unnützen Essern" nicht gelegen ist! Erst auf immer stärker werdende Proteste aus der Bevölkerung hin ordnet Brack in einem geheimen Rundschreiben an, daß die in Heimen untergebrachten geisteskranken Kriegsverletzten „aus kriegspsychologischen Gründen" von der „Erfassung" auszunehmen seien.

Die Kreuzelschreiber

Erinnern wir uns nun noch einmal jenes Erlasses vom 1. September 1939. Wie hatte doch Hitler geschrieben? Der Zustand unheilbar Kranker sei „kritischster Beurteilung" zu unterziehen ... Wie sah es tatsächlich aus?
Die in der Berliner Tiergartenstraße 4 eingezogene Zentrale „T 4", als deren Leiter seit dem Sommer 1940 – nachdem er bis dahin im Hintergrund die Fäden gezogen hatte – offiziell Professor Heyde amtierte, richtete sich beim Postamt Berlin W 9 ein Postfach „101" ein. Von nun an gingen auf diesem Postamt tagtäglich dicke Bündel von Fragebogen aus allen deutschen Heil- und Pflegeanstalten ein. Die Termine, die „T 4" den Anstaltsärzten für die Ausfüllung der Fragebogen gestellt hatte, waren denkbar kurz bemessen. Von einer exakten Diagnose konnte demzufolge nicht die Rede sein. Aber darauf kam es der Zentrale auch gar nicht an.
Sie übergab – der Form halber – jeden Fragebogen nacheinander drei Ärzten, sogenannten „Gutachtern". Sie kennzeichneten ein auf dem Fragebogen enthaltenes, schwarzumrandetes Rechteck mit einem roten „+" (und das bedeutete Tod) oder mit einem blauen „–" (in diesem Fall kam der Patient mit dem Leben davon).
Wie gewissenlos und in welchem Tempo diese Urteile ausgesprochen wurden, zeigt ein Briefwechsel, den wir auszugsweise aus dem in Westdeutschland erschienenen Buch „Medizin ohne Menschlichkeit" von Mitscherlich und Mielke zitieren:
Am 25. November 1940 übersendet Professor Heyde dem Obermedizinalrat Dr. Pfannmüller in Bayern „300 Meldebogen aus den Anstalten Lüneburg mit der Bitte um Begutachtung". Bereits vier Tage später, am 29. November, hat sich der Obermedizinalrat dieser Aufgabe entledigt. Er schickt „die 107. Meldebogensendung, 300 Stück, Nr. 137901 bis 138200, nach Begutachtung zurück". Er hat also in nicht einmal 100 Stunden über Leben und Tod von 300 Menschen entschieden. Insgesamt „begutachtete" Dr. Pfannmüller in der Zeit vom 14. November bis 1. Dezember 1940 nicht weniger als 2109 Fragebogen.

... wüten im KZ

Im Sommer 1940 läßt Heinrich Himmler den Chef der Privatkanzlei Hitlers, Philipp Bouhler, zu sich bitten. Der Gastgeber, Chef der Geheimen Staatspolizei und „Reichsführer SS", nähert sich zu dieser Zeit dem Gipfel seiner persönlichen Macht. Dennoch, dieser Himmler hat im Sommer 1940 Sorgen. Die von ihm mit geschaffenen Konzentrationslager sind überfüllt, und täglich führen seine Schergen diesen Lagern neue Opfer zu: Kommunisten, Sozialdemokraten, antinazistische Pfarrer, Wehrdienstverweigerer. Himmler weiß nicht mehr, wohin mit seinen Opfern. Er braucht Platz. Und Bouhler soll ihm helfen. Über den Inhalt des Gesprächs der beiden äußert sich Victor Brack, Bouhlers Stellvertreter, 1946 vor einem amerikanischen Militärtribunal in Nürnberg: Himmler habe sich mit dem Gedanken getragen, die „Schwerstkranken in den Konzentrationslagern auf ihren Gesamtzustand sowohl körperlich als auch psychisch-geistig untersuchen zu lassen".
Doch was soll Bouhler dabei? Er und seine Obergutachter, Gutachter und Gaskammerspezialisten haben bei ihrer „Euthanasie-Aktion" genau die Erfahrungen gesammelt, deren Himmler in diesem Augenblick bedarf. So ersucht er Bouhler, ihm „erfahrene Spezialisten" der Organisation „T 4" zur Verfügung zu stellen. Hitlers Kanzleichef sagt ihm bereitwillig Unterstützung zu. Er empfiehlt auch gleich eine Tarnbezeichnung für das neue Mordvorhaben: Als „Sonderbehandlung 14 f 13" wird sie später in die Prozeßakten der alliierten Tribunale eingehen ...
Zu Beginn des Jahres 1941 nahmen Heydes Gutachter ihre Tätigkeit in den Lagern auf. Sie waren in Sachsenhausen und Dachau, in Ravensbrück und Buchenwald ebenso wie in Groß-Rosen. Wo sie auftauchten, brachten sie Tausenden den Tod.
Wie eiskalt und brutal, mit welchem Zynismus sie vorgingen, läßt sich in Briefen eines ärztlichen Gutachters nachlesen, die 1946 von den Anklägern im Nürnberger Ärzteprozeß vorgelegt wurden.
Verfasser jener Briefe ist ein Dr. Friedrich Mennecke, vor 1939 Leiter der Heil- und Pflegeanstalt Eichberg, 1946 in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet. Alle Briefe wurden von ihm an seine Ehefrau gerichtet.
Am 4. April 1941 teilt Mennecke aus Sachsenhausen lakonisch mit: „Unsere Arbeit ist sehr, sehr interessant."
Am 3. September 1941, in einem Brief aus Dachau, wird er schon offener: „Es sind nur 2000 Mann, die sehr bald fertig sein werden, da sie am laufenden Bande nur angesehen und natürlich nicht untersucht werden." – Ist das nicht haargenau das gleiche Prinzip, das der SS-Jargon nur wenig später in dem Begriff „Selektion" zusammenfaßt? Und schaffen die Euthanasie-Mörder damit nicht das Modell für Auschwitz, Birkenau und andere Vernichtungslager?
Am 20. November 1941 weiß Mennecke zu berichten: „Heyde sprach sich sehr zufriedenstellend und anerkennend über meine Arbeit (!) aus."
Er ist also auch bei dieser „Sonderbehandlung 14 f 13" dabei, der ehemalige Würzburger Ordinarius und jetzige Obergutachter: der Professor Dr. Werner Heyde. Und er erteilt seinen Untergebenen nicht nur Verhaltenszensuren, sondern wirkt aktiv an den „Selektionen" mit. So erinnert sich ein ehemaliger Häftling des Konzentrationslagers Dachau:

„. . . kam im November (1941) eine merkwürdige Kommission nach Dachau. Die ‚Psychiater' saßen an zwei Tischen im Freien. Den Vorsitz führte Professor Heyde. Auf diese Weise wurden während des Besuches in Dachau Hunderte Gefangene, Juden wie Nichtjuden, lediglich auf Grund ihrer politischen Vergangenheit ‚untersucht'. Im Januar 1942 wurden sie auf Schloß Hartheim vergast."

Doch lassen wir noch einmal Mennecke zu Wort kommen. Aus Buchenwald verkündet er am 28. November 1941 mit kaltem Zynismus: „7.40 Uhr. Auf geht's zum neuen fröhlichen Jagen!" Wen hat Mennecke gejagt? Er sagt es in einem weiteren Brief vom 1. Dezember 1941: „Obwohl ich heute früh erst eine halbe Stunde später anfangen konnte, ist . . . ein Rekord geschlagen: 230 Bogen (1 Bogen = 1 Mensch. W. G.) habe ich fertigbekommen, so daß jetzt insgesamt 1192 fertig sind."

Wer waren die Opfer?

Waren es wirklich unheilbar Geisteskranke, waren es tatsächlich Menschen, die unter unsagbaren Schmerzen leiden mußten? Es ging den Faschisten um etwas ganz anderes: Sie wollten in Wirklichkeit jene ausrotten, die aus ihrer Gegnerschaft zum Naziregime nie ein Hehl gemacht hatten.

So war denn auch im Jahre 1959 selbst die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" gezwungen, einige erhalten gebliebene „Krankenbogen" aus der Aktion 14 f 13 im Wortlaut zu veröffentlichen. In ihnen steht zu lesen:

„Wolf Israel Noack, geboren 6. November 1896 in Litzmannstadt. Diagnose: Deutschfeindliche Gesinnung. Symptome: Namhafter Funktionär der KPD, schwerer Hetzer und Wühler." – Ein standhafter und treuer Sohn seiner Klasse, im besten Mannesalter, trotz langer Haft körperlich nicht gebrochen, wird zur Vernichtung verurteilt. Im Namen der „Euthanasie". Mit einer „ärztlichen Begründung", bei der ebensogut der faschistische Blutrichter des sogenannten Volksgerichtshofes, Roland Freisler, hätte Pate stehen können. Nicht anders sehen die übrigen „Krankenbogen" aus. Immer wieder lesen wir: „Eingefleischter Kommunist, wehrunwürdig", „Fanatischer Deutschenhasser", „Faul und frech", Rassenschänderin" oder „jüdische Dirne".

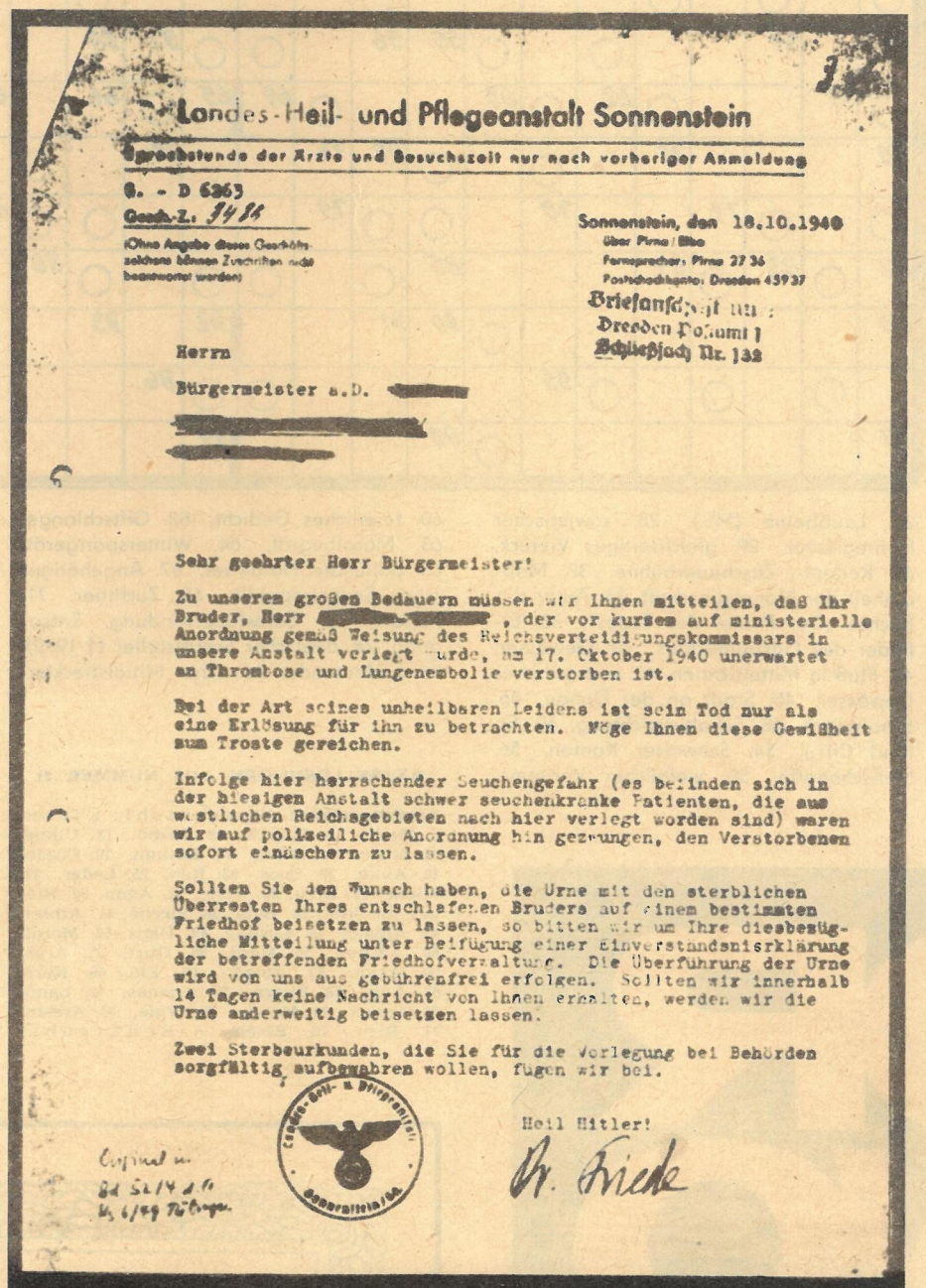
Was tat Heyde, der doch alle diese Todesurteile gegenzuzeichnen hatte? Stieg ihm die Röte des Zorns ins Gesicht? Trat er zum Zeichen seines Protestes gegen diese Unmenschlichkeiten zurück? Hat er den Mut besessen, die hohen Naziführer, bei denen er doch ein und aus ging, um sofortigen Abbruch ihrer verbrecherischen Aktion anzugehen? Nichts von alledem! Wie schrieb doch Mennecke: „Heyde sprach sich sehr zufriedenstellend und anerkennend über meine Arbeit aus."

Wie heißen die Mörder?

Die Faschisten haben es vermocht, zahlreiche Beweise für ihre Verbrechen rechtzeitig zu vernichten. Was die „Euthanasie" angeht, so ist ihnen das nicht gelungen. Wir kennen den Stellenplan der Mordorganisation, uns sind auch die Namen vieler der Mordärzte bekannt.

Wir wissen:

Das Personal der „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten" zählte 114 Köpfe. Unter ihnen waren 37 medizinische „Obergutachter", „Gutachter" und „Tötungsärzte"; 47 Verwaltungsbeamte und Sekretärinnen; 12 Kraftfahrer für die Tötungstransporte; 15 Registratoren, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht durch und durch verlogene Sterbeurkunden ausstellten und über deren Praktiken noch zu sprechen sein wird; 3 Chemiker in den Mordanstalten.



Landes-Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein

Sprechstunde der Ärzte und Besuchszeit nur nach vorheriger Anmeldung

Z. - D 6263
Geschäfts-Z. 94 41

(Ohne Angabe dieses Geschäftszeichens können Zuschriften nicht beantwortet werden)

Sonnenstein, den 18.10.1940
über Pirna / Elbe
Fernsprecher: Pirna 27 36
Postscheckkonto: Dresden 45937

Briefanschrift nur:
Dresden Postamt 1
Schließfach Nr. 132

Herrn

Bürgermeister a.D. [redacted]

[redacted]

Sehr geehrter Herr Bürgermeister!

Zu unserem großen Bedauern müssen wir Ihnen mitteilen, daß Ihr Bruder, Herr [redacted], der vor kurzem auf ministerielle Anordnung gemäß Weisung des Reichsverteidigungskommissars in unsere Anstalt verlegt wurde, am 17. Oktober 1940 unerwartet an Thrombose und Lungenembolie verstorben ist.

Bei der Art seines unheilbaren Leidens ist sein Tod nur als eine Erlösung für ihn zu betrachten. Möge Ihnen diese Gewißheit zum Troste gereichen.

Infolge hier herrschender Seuchengefahr (es befinden sich in der hiesigen Anstalt schwer seuchenkranke Patienten, die aus westlichen Reichsgebieten nach hier verlegt worden sind) waren wir auf polizeiliche Anordnung hin gezwungen, den Verstorbenen sofort einäschern zu lassen.

Sollten Sie den Wunsch haben, die Urne mit den sterblichen Überresten Ihres entschlafenen Bruders auf einem bestimmten Friedhof beisetzen zu lassen, so bitten wir um Ihre diesbezügliche Mitteilung unter Beifügung einer Einverständniserklärung der betreffenden Friedhofverwaltung. Die Überführung der Urne wird von uns aus gebührenfrei erfolgen. Sollten wir innerhalb 14 Tagen keine Nachricht von Ihnen erhalten, werden wir die Urne anderweitig beisetzen lassen.

Zwei Sterbeurkunden, die Sie für die Vorlegung bei Behörden sorgfältig aufbewahren wollen, fügen wir bei.

Heil Hitler!

Dr. Friede

Schloß Sonnenstein an der Elbe. Ein Bild des Friedens und der Beschaulichkeit, das dem Betrachter aus der Ferne manchen Ausruf des Entzückens entlockt haben mag. Doch seine Begeisterung hätte sich bei einem Blick hinter die Mauern des vermeintlichen Idylls in Entsetzen verwandelt. Schloß Sonnenstein war eine der Mordanstalten Hitlers, in denen Tausende wehrlose Opfer getötet wurden. Ihren Angehörigen wurde mit dem Ausdruck „großen Bedauerns" weisgemacht, daß der „Tod als eine Erlösung" kam.

Zwei der 114 kennen wir bereits namentlich: Es sind dies der Obergutachter und Organisator Heyde und sein Werkzeug Mennecke. Der eine wurde hingerichtet, der andere starb eines ungeklärten Todes. Und die anderen?

Da ist Dr. Hans-Bodo Gorgass, bei den KZ-Einsätzen ständig in Begleitung Dr. Menneckes, heute in Godderbaum bei Bielefeld – und dort gilt er als ein ehrenwerter Mann.

Und da sind Dr. Hermann Pfannmüller (heute in Sonthofen), Dr. Viktor Ratka (Buggingen in Baden), Dr. Arthur Schreck (Pfullendorf, Kreis Überlingen) und Dr. Ernst Wentzler (Hannoversch-Münden). Das Ausmaß ihrer Schuld mag unterschiedlich sein, doch schuldig sind sie alle – und alle gelten im Bonner Staat als ehrenwerte Männer.

Betrug mit behördlichem Stempel

Wir erwähnten bereits die Existenz von 15 „Registratoren" in der Mordzentrale „T 4". Ihre Aufgabe war es, nach der Ermordung den Hinterbliebenen rührselige „Trostbriefe" ins Haus zu schicken. Verständlicherweise lag es für sie außerhalb jeder Diskussion, die wahren Umstände des Todes einzugestehen. Deshalb griff jeder nach ureigenstem persönlichem Gutdünken zu tausend Ausreden. Der äußere Rahmen dieser Briefe unterlag einem einheitlichen Schema. Für die Ermordeten von Grafeneck zum Beispiel galt folgender Text:

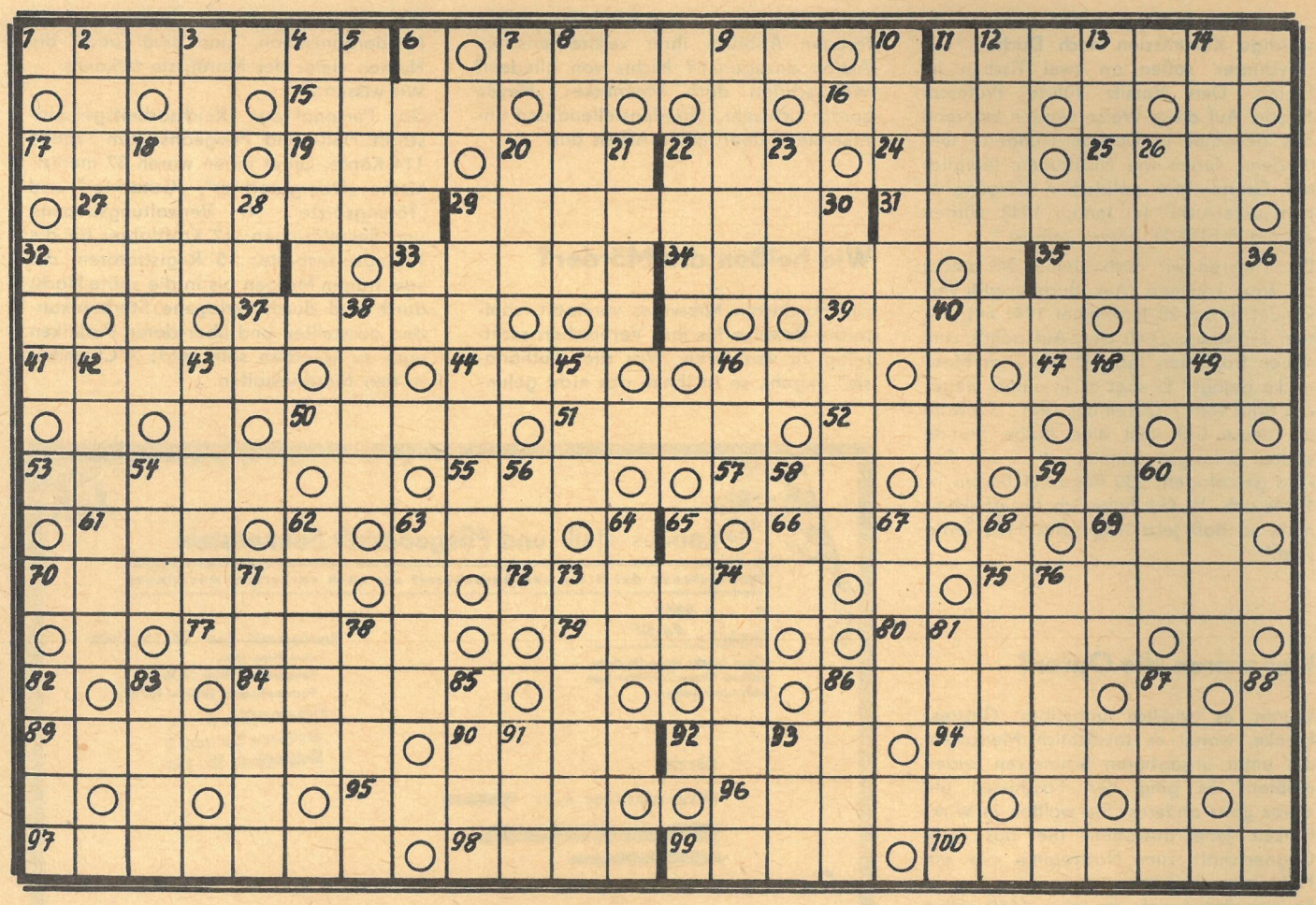
„Zu unserem Bedauern müssen wir Ihnen mitteilen, daß Ihr . . ., der am . . . auf ministerielle Anordnung gemäß Weisung des Reichsverteidigungskommissars in die hiesige Anstalt verlegt werden mußte, unerwartet am . . . infolge . . . verstorben ist. Bei seiner schweren unheilbaren Erkrankung bedeutet sein Tod Erlösung für ihn. Auf Anweisung der Ortspolizeibehörde mußte aus seuchenpolizeilichen Erwägungen heraus der Verstorbene sofort eingeäschert werden . . ."

Welche Blasphemie liegt in der Formulierung von dem „unerwarteten" Tod! Welches umfassende Schuldgeständnis in der sofortigen Einäscherung „aus seuchenpolizeilichen Erwägungen"! Wie aber steht es um die „unheilbare Erkrankung", auf die sich die Mörder scheinheilig berufen?

Immer wieder finden wir in den Krankenbogen den Vermerk „Fleißiger Arbeiter", „Geht allein spazieren", „Wird häufig beurlaubt", „Viel Schriftverkehr" oder „Kann eventuell entlassen werden". Doch selbst diese Beurteilungen bewahrten nur wenige vor dem gewaltsamen Tod.

Fortsetzung folgt

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Muse der lyrischen Dichtung, 7. Gemütsbewegung, 11. Autor des Romans „Fern von Moskau", 15. Stadt südlich von Moskau, 16. Teil des Schlüssels, 17. gefeierte Künstlerin, 19. Stadt in Südostfrankreich, 20. Völkerstamm in Liberia, 22. Bad im Spessart, 24. Windschatten, 25. dicker Strick, 27. Hunderasse, 29. Beschaffenheit, Gütezustand, 31. Stadt in der Mordwinischen ASSR, 32. Sprung, Überschlagsprung, 33. westrumänische Stadt, 34. Gebirgskette, 35. Land im Himalaja, 37. Stadt im Staat Nebraska (USA), 39. Nutzinsekten, 41. rumänische Fluggesellschaft, 44. arabisches Segelschiff, 46. Wintersportgerät, 47. Männername, 50. Untiefe, 51. Kamelart, 52. Schlechtes, Unangenehmes, 53. südamerikanisches Nagetier, 55. Bergweide, 57. Bankansturm, 59. Wasserfahrzeug, 61. lateinisch: Kunst, 63. griechischer Buchstabe, 66. Getränk, 69. Grußwort, 70. Stadt in Oberitalien, 72. Flugkörper, 75. erste Vorsitzende des DFD, 77. tierische Milchdrüse, 79. Speicher, 80. Dreiheit, 84. Stadtteil von Berlin, 86. Sternbild, 89. Musikinstrument, 90. Ritter aus Artus' Tafelrunde, 92. Kreisstadt im südlichen Sauerland, 94. Gesamtheit aller Erbfaktoren, 95. exotische Wasserpflanze, 96. Speisewürze, 97. Vorsitzender der KPD, 98. Vorzeichen, 99. französische Landschaft, 100. schweizerisches Hochtal.

Senkrecht: 2. Zentralorgan der KP Italiens, 3. brachliegendes Grasland, 4. erhöhter Tritt, Bühne, 5. Stadt am See gleichen Namens in Nordamerika, 6. erster Dichter des deutschen Proletariats († 1856), 8. elektrische Maßeinheit, 9. Wegeplan, 10. Arzneimittel, 11. Fläche, Kampfplatz, 12. deutsch-bulgarischer Gemeinschaftsfilm, 13. Nebenfluß der Oise, 14. Heidepflanze, 18. Gaumensegellaut, 20. Heilverfahren, 21. ehemaliger Reitersoldat, 22. Nebenfluß der Seine, 23. Pelztier, 26. Laubbaum (Mz.), 28. sowjetischer Filmregisseur, 29. gleichseitiges Viereck, 30. Redner-, Zuschauerbühne, 32. Maßeinheit der Monotypeschrift, 36. Autor des Buches „Der Planet des Todes", 38. Erfinder des Gasglühlichtes, 40. Gewässer, 42. Fluß in Mittelsibirien, 43. europäisches Gewässer, 45. Stadt an der Donau, 46. Schanktisch, 48. Schaltvorrichtung, 49. Eiland (Mz.), 54. Schweizer Kanton, 56. Menschenaffe, 58. weiblicher Vorname, 60. feierliches Gedicht, 62. Giftschlange, 63. Moralbegriff, 64. Wintersportgerät, 65. polnische Halbinsel, 67. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 68. Zuchttier, 71. Pelzart, 73. Selbstüberwindung, Entsagung, 74. deutscher Schriftsteller († 1939), 76. bedeutender deutscher Mittelstreckenläufer (1944 gefallen), 78. Stadt bei Magdeburg, 81. Turnerreihe, 82. ungarischer Weinort, 83. Behältnis, 85. griechische Sagengestalt, 86. Weinernte, 87. berühmte schwedische Sängerin († 1887), 88. Land in Südarabien, 91. europäische Hauptstadt, 93. griechischer Buchstabe.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 21

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Tower, 5. Mama, 8. Tugrik, 12. Idaho, 13. Ulkus, 14. Moses, 15. Nara, 16. Batumi, 19. Credo, 20. Anke, 22. Epos, 23. Reh, 25. Leder, 27. Miene, 28. Efeu, 30. None, 31. Agon, 32. Riegel, 33. Stiel, 36. Beta, 38. Sirene, 41. Athlet, 43. Alpaka, 46. Losung, 49. Ukas, 50. Moral, 53. Aachen, 55. Herd, 56. Gurt, 57. Aras, 60. Aston, 62. Amado, 65. Eta, 66. Kerr, 67. Anis, 68. Ypern, 70. Ananas, 72. Land, 73. Lenau, 74. Merck, 75. Orgie, 76. Aresin, 77. Hirn, 78. Essen. – Senkrecht: 1. Timbre, 2. Wische, 3. Eder, 4. Rasen, 5. Monolog, 6. Muradeli, 7. Alane, 8. Tube, 9. Usa, 10. Raupe, 11. Krise, 17. Teint, 18. Monge, 21. Krake, 24. Effet, 26. Enescu, 27. Mosel, 29. Ural, 30. Netto, 34. Irak, 35. Lias, 36. Baum, 37. Thar, 39. Rigaud, 40. Nacht, 42. Ellen, 44. Puna, 45. Karat, 47. Sedan, 48. Nagasaki, 51. Oasen, 52. Ahorn, 54. Croydon, 58. Rennes, 59. Saturn, 60. Akaba, 61. Trave, 63. Milch, 64. Helge, 67. Asen, 69. Reis, 71. Ami.

Rösselsprung. „Diese Zeit ist eine Wende. Hoffnung ist ihr Stern. Diese Zeit braucht deine Hände, halte dich nicht fern!"

ORWO

55 JAHRE FILM

ORIGINAL WOLFEN

Ein Zeugnis schöpferischer Tradition

ORWO

VEB FILMFABRIK WOLFEN

Wieder ein neues DING MIT PFIFF (33), das Willy Moese für Sie ausgeknobelt hat. Es sind Begriffe, die unser Zeichner bildlich ausgelegt hat (heute ist es ein Handwerk). Ein Wort genügt – natürlich muß es das richtige sein – und Sie können zu den drei Gewinnern gehören, die je einen Buchpreis erhalten. Senden Sie Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: „Ding mit Pfiff") bis zum 6. Juni 1964 an Redaktion Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21.

Ding mit Pfiff (30): Ein Strauß, der den Kopf in den Sand steckt. Je einen Buchpreis erhielten Sonja Herrmann, Güstrow, Eisenbahnstraße 10; Wolfgang Verch, Lübben (Spreewald), Luckauer Straße 15; Marie Dietrich, Potsdam, Klement-Gottwald-Straße 12.

Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

WELTREISE DURCH DAS TIERREICH (7)

FAULTIERE UND KOPF-JÄGER

Im Jahre 1926 wurde in der Nähe von El Paso in Texas ein zoologisch interessanter Fund gemacht. In einer Felsspalte, etwa 30 Meter unter der Erde, wurde das gut erhaltene Skelett eines Riesenfaultiers entdeckt, dessen Knochen sogar noch durch Sehnen miteinander verbunden waren. Auch einige Stücke der Haut und Teile von Muskeln waren erhalten geblieben. Das Gebiet, in dem dieser aufsehenerregende Fund gemacht wurde, ist vulkanisch. In der trockenen Luft war der Körper dieses Tieres mumifiziert. Neben den Überresten lagen sogar noch Exkremente des Riesen, aus denen sich Schlußfolgerungen über die Nahrung ziehen ließen, die von den Faultieren der Urzeit verzehrt worden war. Wahrscheinlich war das Riesenfaultier in die Lavaspalte gefallen, als es mit einem Rivalen kämpfte oder vor einem Raubtier die Flucht ergriff.

In letzter Zeit tauchte immer wieder die Meinung auf, daß in Südamerika noch zur Zeit der spanischen Invasion Riesenfaultiere gelebt haben sollen. Als Beleg dafür wurde ein anderer aufsehenerregender Fund genannt, der bei Ultima Esperanca gemacht worden war. Dort fand man in einer Höhle nicht nur einen verhältnismäßig gut erhaltenen Kadaver, sondern vor der Höhle einen Steinwall, der nur von Menschen errichtet worden sein konnte. Aus dieser Tatsache wurde geschlußfolgert, daß die Eingeborenen noch zur Zeit der Spanier, also im 15. Jahrhundert, Riesenfaultiere als Haustiere gehalten haben, lag doch in der Nähe der Höhle noch Heu, und außerdem wurden Feuerstellen und die Reste menschlicher Mahlzeiten entdeckt.

Die befriedigendere Erklärung dieses seltsamen Fundes lautet jedoch anders: Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Riesenfaultiere erst ausstarben, als der Mensch schon auf dieser Erde lebte. Vielleicht hat er mit seinen Waffen sogar zur Ausrottung dieser langsamen und unbeholfenen Tiere beigetragen. Aber als Haustiere sind sie sicher nicht gehalten worden. Eiszeitliche Menschen haben wahrscheinlich das Riesenfaultier von Ultima Esperanca in der Höhle überrascht. Die Jäger errichteten eine Steinmauer, um das Tier einzusperren, legten dann ein Feuer an und erstickten den behaarten Riesen. Damit war das ganze Dorf für die nächste Zeit der Nahrungssorge behoben, denn Riesenfaultiere erreichten die Größe von Elefanten. Sie lebten natürlich nicht auf Bäumen wie ihre Nachkommen, die wir heute in den tropischen Wäldern Südamerikas antreffen, sondern auf dem Boden, ernährten sich aber vorwiegend von den Zweigen und Blättern der Bäume, wobei sie sich wahrscheinlich auch aufrichteten und mit ihren langen, kräftigen Krallen die Äste herabbogen.

Von den Zoologen werden die Faultiere zu den Zahnarmen gerechnet, wobei ihr lateinischer Name Edentata eigentlich Zahnlose bedeutet. Aber das stimmt gar nicht. Die heute noch lebenden Faultiere haben 18 Zähne, deren vordere vier wie Schneiden einer scharfen Gartenschere übereinandergreifen. Sie besitzen keinen Zahnschmelz und wachsen ununterbrochen nach. Diese Zähne sind auch eine gefährliche Waffe, denn die Tiere können mit dieser Zahnschere gehörig beißen.

Faultiere sind Bewohner des „Schlaraffen-

Groß ist der Ruhm des Jibaro-Kriegers, der den Kopf eines Feindes erbeutet hat (links) – aber vor dessen rachedurstiger Seele muß er sich durch etwa zwei Jahre währende Reinigungszeremonien schützen. Vor allem die guten Wassergeister sollen helfen (Foto rechts). Die Blutschuld der unendlichen Stammesfehden freilich tilgt kein Wasser mehr.

landes" (womit keinesfalls behauptet werden soll, daß der Amazonasurwald für alle Lebewesen, die er beherbergt, ein Schlaraffenland ist). Ihnen wächst das Futter (Blätter, Blüten und Früchte) förmlich in den Mund. Es ist nicht notwendig, daß das Tier auf weite Wanderungen geht, um seine Nahrung zu suchen, es kann sich leisten, im Zeitlupentempo von Ast zu Ast zu kriechen, denn es lebt ja mitten in einer Vorratskammer, die sich ständig von selbst wieder füllt. Dabei bewegt es sich hängend fort und gebraucht seine langen gebogenen Krallen als Kletterhaken, die es nur über die Äste zu hängen braucht. Aus dieser Haltung ergibt sich auch der eigentümliche Haarstrich dieser Tiere. Ihr Fell ist auf dem Bauch gescheitelt. In den Haaren des Zweifinger-Faultieres wachsen sogar Algen, die für eine ausgezeichnete Tarnung des Tieres sorgen, denn durch die grüne Farbe verschwindet es zwischen den Flechten und Moosen, die von den Bäumen herabhängen, fast vollkommen für das Auge seiner Feinde. Aber die Faultiere zeigen noch zahlreiche andere Merkwürdigkeiten, mit denen sie sich von den anderen Säugetieren unterscheiden. So besitzt das Dreifinger-Faultier, das auch Ai genannt wird, nicht wie fast alle Säugetiere sieben Halswirbel – auch der Mensch hat genauso wie die Giraffe sieben Halswirbel –, sondern neun und ist damit in der Lage, seinen Kopf um 180 Grad zu drehen, also nach hinten zu schauen. In seinem Fell trägt es neben den Algen noch drei verschiedene Kleinschmetterlingsarten herum, die mit der Mehlmotte verwandt sind. Sie leben als Raupe wie auch als Schmetterlinge im Fell des Ai. Das Faultier hat also tatsächlich die Motten im Pelz.

Tagsüber hängen die Faultiere an einem Ast oder hocken in sich zusammengekrochen in einer Astgabel. Wenn die Mittagshitze über dem Land brütet, legen sie sich auf den Rücken und breiten die Arme weit aus. In der Dämmerung aber wird das Faultier munter und geht äsen. Trotz seiner Trägheit kann es bei Gefahr mit den Krallen seiner Arme gefährliche Schläge austeilen und Wunden reißen, die sehr schwer heilen, weil die Verschmutzung der Krallen zu Infektionen führt.

Überraschend ist auch die Tatsache, daß Faultiere verhältnismäßig gut schwimmen können. Es ist beobachtet worden, daß sie große Urwaldströme überquerten, um auf der anderen Seite ein neues Revier zu beziehen.

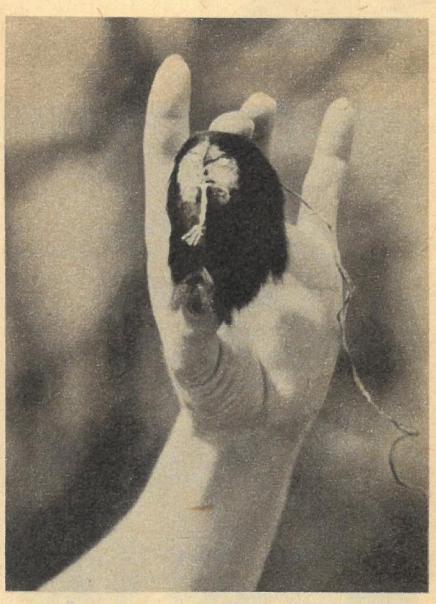
Im Leben der Urwaldindianer spielt das Faultier eine große Rolle. Die Jibaro-Indianer, die im Gebiet des Rio Morona zu Hause sind, sehen in den Faultieren Verwandte des Menschen. Ein guter Kenner der Jibaro-Indianer und ihrer Gebräuche berichtet darüber folgendes: „In früheren Zeiten, so erzählen die Jibaros, seien alle Tiere Menschen gewesen. Sie hatten menschliche Gestalt, menschliche Gewohnheiten, menschliche Gedanken, menschliche Gebräuche und eine Sprache. Sie führten auch Krieg gegeneinander und machten Kopftrophäen von ihren erschlagenen Feinden, genauso wie es die Jibaros noch heute tun. Später sei dieses Volk in die Tiere umgewandelt worden, die heute noch leben. Das Faultier war ein alter Mann, so sagen die Jibaros, das kann man an seinen langsamen Bewegungen und seinem grauen Haar erkennen. Deshalb töten die Jibaros das Faultier, wenn sie es treffen, mit der Lanze, so wie sie auch ihre menschlichen Feinde töten, und machen von seinem Kopf eine Trophäe."

Die Schrumpfköpfe der Jibaro-Indianer, auch Zansas genannt, sind in den meisten Völkerkundemuseen zu sehen, und es wird in Südamerika mit ihnen sogar ein schwunghafter Handel getrieben. Sie werden als Souvenirs an Touristen für teures Geld verkauft. Allerdings handelt es sich dabei meist um geschickte Fälschungen aus Ziegenleder.

Mit der Kopfjagd ist der Glaube verbunden, daß der Besitzer des Kopfes auf sich oder seine Familie die geheimnisvolle Lebenskraft des Erschlagenen, deren Sitz man im Kopf vermutet, übertragen kann. Jedoch geht die Kraft nur dann auf den Sieger über, wenn er ein bestimmtes Zeremoniell vornimmt. Die Jibaros verkleinern den Kopf durch Einwirkung von Hitze bis auf Faustgröße. Zu diesem Zwecke wird der Schädel entfernt und der verbliebene Hautsack mit heißem Sand gefüllt. Das wiederholen sie so oft, bis der Kopf die gewünschte Größe hat. Bei Tierkopftrophäen dauert diese Präparation nur Stunden, weil der Kopf eines Faultieres oder eines Affen ohnehin schon bedeutend kleiner ist als der Kopf eines Menschen. Bei der Präparation wird besonders darauf geachtet, daß die Haare erhalten bleiben, denn für die Jibaros ist das Haar der Sitz der Lebenskraft. Deshalb zeigen auch die Trophäen aus den Köpfen von Faultieren oder Affen das lange Nackenhaar dieser Tiere, das besonders lang wirkt, weil die Haare nicht schrumpfen, also im Gegensatz zu der Kopfhaut ihre normale Länge behalten. Der Mund der Trophäe wird mit einem Gitter aus Stäbchen und später durch Baumwollfäden verschlossen. Damit soll die Seele des erschlagenen Feindes – im Aberglauben der Jibaros ist ja das Faultier ein alter Mann – unter magischer Gewalt gehalten werden. Auch ist es ihr dadurch unmöglich, durch den Mund der Kopftrophäe Flüche auszustoßen.

Wenn ein Jibaro-Indianer einen menschlichen oder tierischen Feind besiegt hat und den Kopf mit in das Dorf bringt, muß er sich einer Säuberungszeremonie unterziehen. Ihm wird durch die Nase ein Tabaksaft gespritzt, seine Speisen darf er sich nur selbst zubereiten, er darf auch nicht mit den Fingern essen, wie das üblicherweise von den Jibaros getan wird, sondern muß dazu Holzstäbchen verwenden. Bis zu dem großen Fest, das einige Monate nach dem Kriegszug stattfindet, darf der Jibaro, der einen Kopf mitgebracht hat, in keinem Haus wohnen, in dem eine Frau ist. Alle diese seltsamen Regeln sollen dazu dienen, den Sieger vor der Rache der Seelen der Getöteten zu schützen.

Aber kehren wir aus dem Gebiete des Aberglaubens wieder zu unseren Faultieren zurück. Als Feind des Faultiers kommen wohl nur die großen Raubkatzen Puma und Jaguar in Betracht, die auch ausgezeichnete Kletterer sind. Vielleicht mag auch der kleinere Ozelot hin und wieder ein Faultierkind erbeuten. Vor Raubvögeln sind sie jedoch im Blätterdickicht des Waldes geschützt, denn in die höchsten Zweige der Wipfel der Bäume steigen sie nie hinauf. Das Dämmerlicht des Regenwaldes, das Dickicht der Zweige, Blätter, Blüten und Schlingpflanzen ist ihre Heimat.

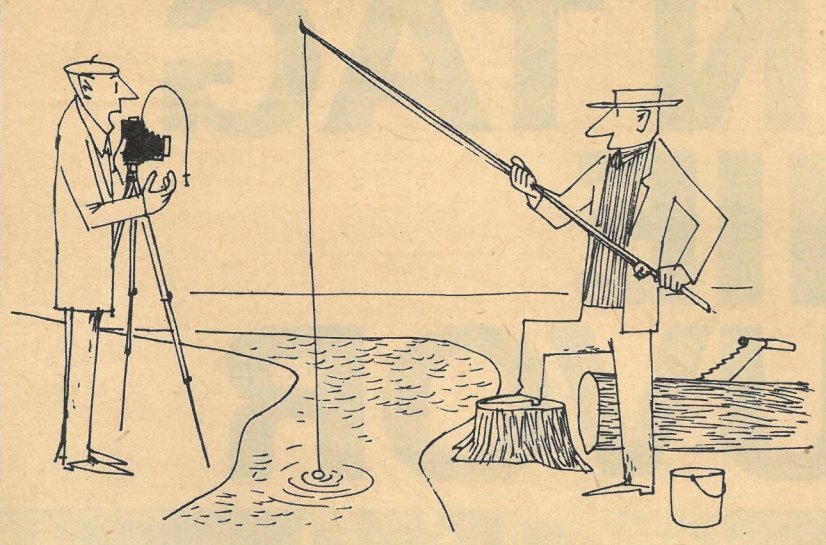


Wie eine Mauer steht der Urwald längs der einzigen Verkehrswege Amazoniens, der Flüsse. In seinem Dunkel tobt ununterbrochen der erbarmungslose Kampf ums Dasein.

Tiere sind nur verzauberte Menschen; die Jibaros schätzen die Köpfe mancher Arten (links der eines Krallenäffchens) als Trophäen nicht viel weniger als Menschenköpfe. Zum Schutz vor bösen Flüchen werden die Lippen vernäht.

Fotos: Eva Honig (3), Archive Prof. Ullrich und „zb"

Ein geschickter Kletterer ist die gefleckte kleine Raubkatze Südamerikas, der Ozelot. Leider wird ihm seines schönen Felles wegen sehr nachgestellt.



„Den Blick vielleicht noch etwas kühner!"

Foto – Fans

von Henry Büttner entdeckt

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

Leger und elegant

Meine Herren, lassen Sie Ihre Angebetete nicht mit sehnsüchtigen Augen vor den Schaufenstern der Modehäuser stehen und sich das Näschen plattdrücken. Das könnte sich eines Tages bitter rächen! Seien Sie großzügig, einmal wenigstens, und greifen Sie tief in den Geldkoffer, und gönnen Sie ihr die „kleine" Freude. Falls Sie immer noch zögern und vielleicht nicht ganz wissen, was denn eigentlich aktuell ist, so schauen Sie sich nur die Modelle etwas genauer an. Wie wäre es zum Beispiel mit diesem eleganten Kostüm für den Nachmittag, wobei dem Material mit Flirettfaden besondere Beachtung gilt. Enger Rock, leicht an den Körper herangeführte Jacke und ein die Halslinie hübsch zur Geltung bringender herabgezogener

Kragen mit attraktiver Schleife sind Trumpf bei diesem Modell. – Ein beigefarbenes durchgeknöpftes Tageskleid, besonders hübsch durch die braunen Steppnähte und die gleichfarbigen Kugelknöpfe. Sehr beliebt sind immer wieder die großen aufgesetzten Taschen. In der Taille wird das Kleid von einem Röllchen zusammengehalten. Sehr modisch ist der hohe Achselausschnitt. – Das dritte Modell ist schon etwas für den Hochsommer und wird bestimmt am Badestrand Aufsehen erregen. Besonders flott ist die interessante Streifenverarbeitung und der kesse Schlitz im Vorderteil dieses losen knielangen Strandkittels. Zieht man ihn aus, bleibt noch ein kleines Bikinioberteil und knappe Shorts. Also, meine Herren, lassen Sie Ihre Angebetete ... siehe oben.

Modelle Bormann / Fotos Hilmer / Text Bine

EIN TAG WIE NIE ZUVOR

Alles war und ist mit ungeheuren Anstrengungen verbunden. Das erste Abc genauso wie das Lernen in über 30 Saisonschulen, wo die Bauern jetzt die ersten notwendigen Kenntnisse über wissenschaftliche Bearbeitungsmethoden erhalten. Zehntausende drücken die Schulbänke und spitzen die Ohren: Sie wollen ihr Mali reich machen. Auch unter der Erde schlummern noch ungeahnte Schätze: Erdöl, Gold, Diamanten . . .

So wie in Bamako war es überall, auch draußen in den Savannendörfern. Die Straßen und Häuser, die Wege und Hütten waren geschmückt. Wimpel mit den Nationalfarben grün (Urwald), gelb (Wüste) und rot (Steppe, deren Erde in Westafrika meist rot ist) flatterten zu Tausenden im Wind. Auch in der sengenden Mittagsglut verstummten die Trommelwirbel nicht. Ohne zu ermüden, zeigten Kulturgruppen die uralten Tänze des Mali-Volkes. Auch Jazz-Bands spielten. Jung und alt schaute zu, zuckte rhythmisch mit den Schultern oder stapfte mit den Füßen den Takt. Festlich hatten sich die Einwohner der Hauptstadt gekleidet. Stolz trugen viele Männer ihre Boubous mit goldenen Borten und Plättfalten, und die meisten Frauen hatten über farbenfrohe Kleider hauchdünne Stolen geworfen. Es war ein Tag wie nie zuvor: Mali ging zum ersten Male seit der 1960 erkämpften Unabhängigkeit zur Wahl. Überall hatte man sich auf dieses Fest vorbereitet. Schon Wochen vorher. Ein junger Malinese bedrängte uns, Zigaretten zu kaufen. Wie so viele seiner Landsleute fand er, nachdem wir zugegriffen hatten, einige Minuten zum Schwatzen. „Da drüben", seine Hand wies nach links, „eine Volksapotheke, und dort", er zeigte nun nach vorn, „eine Volksbuchhandlung. Nicht nur einfache Bildlesebücher zum Lernen gibt es dort, sondern auch dicke Bücher von Lenin und anderen großen Leuten", sagte er stolz. „Und da" – ein LKW brummte vorbei –, „sehen Sie nur . . .!" Seine Augen leuchteten. Wir begriffen. „Tatra" stand am Kühler des Wagens, dessen Brüder auch auf den Straßen unserer Republik rollen. Er wollte uns sagen, daß Mali Freunde hat. „Das alles gab es früher nicht." – Solche Begegnungen konnte man viele haben. Selbst frühmorgens, als sich Schlangen vor den Wahllokalen bildeten. Da gab es kein mürrisches Wort, denn jeder wollte eben der erste sein oder zu den ersten gehören. War es doch nicht nur schlechthin eine Wahl der 80 Abgeordneten für die Nationalversammlung, sondern zugleich auch „eine nochmalige Bestätigung des eingeschlagenen sozialistischen Weges durch die Bevölkerung und ihr Bekenntnis zu dieser Entwicklung"; wie Staatspräsident und Generalsekretär der regierenden Sudanesischen Union, Modiba Keita, an der Wahlurne sagte. Das war keine Spekulation, denn bereits Stunden später meldete Radio Mali: „98,89 Prozent der Wähler stimmten für die einheitliche Liste der Sudanesischen Union." Sie stimmten aber zugleich auch für das, was Modiba Keita zur Begründung des Fünfjahrplanes unter anderem betonte und was jeder verstand: „In dem Lande, das wir aufbauen wollen, soll sich jeder zu Hause fühlen, jeder einzelne von euch, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau. Jeder soll wissen, daß er Anteil am allgemeinen Fortschritt hat; denn dieses Land wird nicht von der Regierung aufgebaut noch von den Führern allein. Es wird das Werk des gesamten malinesischen Volkes sein. Mit einem Wort, das ganze Volk muß, aufrecht wie ein Mann, aus unserem Lande einen großen Bauplatz machen, auf dem zum alleinigen Nutzen dieses Volkes ein freies, modernes Land erstehen wird, das kein Elend, kein Analphabetentum und keine Seuchen mehr kennt. Das ist der Sinn unseres Sozialismus: Alle an die Arbeit für alle . . ." – Dabei kann sich Modiba Keita, kann sich die Republik Mali stets auf die Hilfe der sozialistischen Länder berufen, auf die UdSSR, die einen günstigen 40-Millionen-Rubel-Kredit gewährte, auf die ČSSR, die Industrieausrüstungen liefert, auf unsere Republik, die junge Kader ausbildet, auf Bulgarien, das in der Landwirtschaft hilft. Obwohl noch viele Probleme im Lande zu lösen sind, versteht man Feste zu feiern. Deshalb klangen, als das Wahlergebnis bekannt wurde, zum Jubel die Tamtams, tanzten die Burschen und Mädchen. Es war Wahltag in Mali – ein einziges großes Volksfest, in Bamako, der Hauptstadt, in den Genossenschaften, Staatsgütern und Dörfern draußen in der Savanne . . .

Fotos: Zentralbild/Zühlsdorf
Texte: Beli

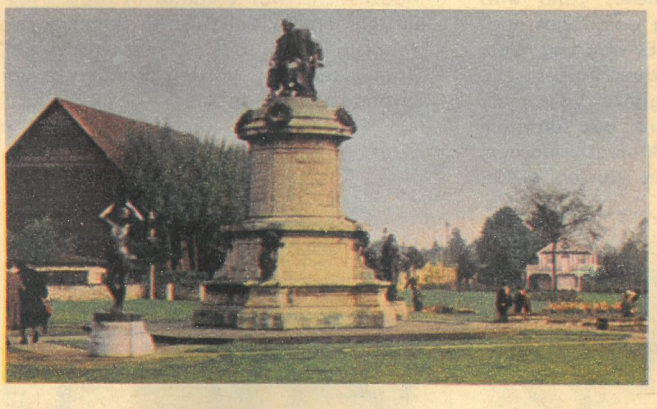
Die Grazie an der Wahlurne. Auch die malinesischen Frauen machten von ihrem Stimmrecht Gebrauch. Hier im Stabsgebäude der Armee, vor dem Soldaten auf alten Volksinstrumenten für die Wähler aufspielten.

HEINRICH HEINE:

DER KAISER DER LITERATUR

. . . Gotthold Ephraim Lessing war der erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakespeare erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter, und, was noch preisenswerter, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, die sich breitmachten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perücke, daß ganz Leipzig erbebte und die Wangen seiner Gattin vor Angst oder auch vor Puderstaub erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Lessingsche Dramaturgie sei im Interesse Shakespeaers geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Übersetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerken-



nung desselben in Deutschland. Sonderbar, . . . der Anhänger und Nachahmer der Franzosen: er war es, den auf einmal der britische Ernst so gewaltig erfaßte, daß er selber den Helden aufs Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakespeare in Deutschland erklang, gehörte unserem lieben, teuren Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetertusch, kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche einer nach dem anderen ihre Stimme in die Urne warfen und den William Shakespeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrat Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten und aller Welt versicherten, jetzt erst sei das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des großen William.

Fotos: Wallmüller / v. Criegern, Dr. Hupe

**Oben: „König Lear" am Deutschen Theater Berlin.
Unten: „Maß für Maß" am Leipziger Schauspielhaus (Max Bernhard, Fred Alexander).
Links: In Stratford on Avon, das Shakespeare-Denkmal.**